

Die Sabbathglocke

Kirchliche Zeugnisse

Band 10

von

Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher

„So lasset uns nun fürchten, dass, da eine
Verheißung, einzukommen zu Seiner Ruhe,
übrig ist, unser keiner dahinten bleibe.“
Hebr. 4,1

Von Advent 1855 bis Pfingsten 1856

Berlin
Verlag Wiegandt und Grieben, 1856

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. <i>Wie urteilt das evang. Ausland über unsere kirchlichen Zustände? (1) ..</i>	3
II. <i>Wie urteilt das evang. Ausland über unsere kirchlichen Zustände? (2) ..</i>	11
III. <i>Der Ernst, mit dem das Reich Gottes in die Welt tritt (Matthäus 3,7 – 12)</i>	20
IV. <i>Johannes ist nicht Christus (Johannes 1,19 – 28)</i>	28
V. <i>Das gute Zeichen (Psalm 86,17)</i>	33
VI. <i>Die Theologie des Sohnes Gottes (1)</i>	
<i>Christus und die Heilige Schrift (Matthäus 4,4)</i>	40
VII. <i>Die Theologie des Sohnes Gottes (2)</i>	
<i>Das Bewusstsein Christi von Gott (Matthäus 11,27)</i>	47
VIII. <i>Die Theologie des Sohnes Gottes (3)</i>	
<i>Christi Zeugnis vom Zweck seiner Sendung (Johannes 14,6)</i>	54
IX. <i>Die Theologie des Sohnes Gottes (4)</i>	
<i>Der Mensch in Christi Augen (Johannes 6,38 – 40)</i>	61
X. <i>Der Friedensschluss (1. Samuel 12,24)</i>	67
XI. <i>Gottes Racheengel und das Rettungszeichen (Hesekiel 9,1 – 6)</i>	73
XII. <i>Gottes Friedensgedanken über uns (Jeremia 29,11 – 14)</i>	80
XIII. <i>Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet (1. Vortrag)</i>	86
XIV. <i>Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet (2. Vortrag)</i>	95
XV. <i>Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet (3. Vortrag)</i>	107

I.

Wie urteilt das evangelische Ausland über unsere kirchlichen Zustände?

Vortrag

gehalten

auf Ansuchen des Hilfsvereins für den Zentral-Ausschuss der inneren Mission zu Berlin

den 10. Dezember 1855

im Saale des Berliner Evangelischen Vereins

(Erste Hälfte)

Hochgeehrte und geliebte Freunde!

„Angenehm ist's," sagt der alte römische Dichter Lucretius, „vom sichern Meeresufer aus mit spähendem Blicke ein Schiff zu verfolgen, das um seine Existenz mit Sturm und Wellen ringt; angenehmer, von der Zinne eines hohen Turmes her dem Kampfe zweier auf einander stoßender Heere zuzuschauen; nichts aber ist so wohltuend und so süß, als aus der Burg der gefundenen Wahrheit das Auge hinstreichen zu lassen über die Masse derer, die noch des Irrtums Wege wandeln, und in der Arbeit des Suchens und Jagens frucht- und erfolglos sich zermühen." – So der Heide.

Es war eine Zeit, da auch gläubige Christen nicht viel anders, als so, zu denken schienen. In den neusten Tagen macht sich jedoch nach dieser Seite hin ein erfreulicher Umschwung bemerkbar. Ich sehe die Kinder des Friedens jetzt selbst ihre Nachen lösen, und durch Sturmflut und Klippen dem schwer bedrohten Schiffe entgegensteuern, ob sie es retten und in den Hafen bugsieren könnten; ich sehe sie persönlich von ihrer Höhe auf den Kampfplatz herniedersteigen, um unter der Fahne des Kreuzes die Befestigungen des Bösewichts zerstören zu helfen; ich sehe sie unter die Verirrten sich mischen, vor Verlangen brennend, dieselben vom Irrtum ihres Weges zu bekehren. Betätigungen dieser Art, – wir bezeichnen sie mit dem Namen der „Werke der innern Mission" – machen sich je länger je mehr überall in einem Maße bemerkbar, dass man nach ihnen vielleicht einmal dieses Zeitalter benennen wird. Ich war vor kurzem Zeuge dieser Werke, wie sie in schöpferisch schwellender Lebenskraft in Frankreich zur Erscheinung kommen. Ich sah sie in großartigem Maßstabe früher in England. Ich hörte von ihnen aus allen christlichen Ländern der Welt. Dass ich von diesen Werken erzählen möge, ist der Wunsch der verehrten und teuern Freunde, auf deren Einladung hin ich in dieser Abendstunde vor Ihnen zu erscheinen die Ehre habe. – Aber – reden wir die heilige Sache nicht am Ende tot? – Ich gestehe, dass ich vor dieser Gefahr oft erzittere, und dass mich auch heute wieder auf meinem Gange hierher eine solche Besorgnis beschleichen wollte. –

Entschuldigen Sie mich darum, wenn ich aus innerer Nötigung das Thema meines Vortrages wenigstens in etwas weiter fasse, als es begehrt ward, und erwartet wird. Ich gedenke nämlich Ihnen kund werden zu lassen das Urteil des evangelisch gläubigen Auslandes über Erscheinungen des neu erwachenden religiösen und kirchlichen Lebens in unserm deutschen und namentlich unserm preußischen Vaterlande.

Ob dieses Urteil ein wirklich zutreffendes sei, oder nicht, dies möge einstweilen auf sich beruhen. Jedenfalls ist es interessant und lehrreich, einmal zu erfahren, wie man sich im Anschauungsspiegel andrer ausnimmt. Unter den Erscheinungen, die wir beurteilen hören werden, sind natürlich auch unsre Tätigkeiten im Bereiche der innern Mission, so dass also allerdings auch von diesen, wenn auch nur unter einem gewissen Gesichtspunkte, die Rede sein, und mithin auch der Anforderung ein Genüge geschehen wird, welche der Zweck und Charakter der Vorträge an mich stellt, in deren Reihe sich der meinige einfließt. Lassen Sie mich Ihnen denn zuerst das Organ bezeichnen, durch welches mir das mitzuteilende Urteil zukam; und vernehmen Sie dann jenes Urteil selbst, um es mit mir an der Wirklichkeit unserer Zustände und nach Gottes Wort zu prüfen.

1.

Das Organ, dem ich meine Kunden verdanke, ist der „Evangelische Bund,“ dessen diesjähriger Versammlung zu Paris ich beizuwohnen die große Freude hatte. Dieser Bund ist nicht ein nur „sogenannter evangelischer,“ wie er in diesen Tagen in einem unserer öffentlichen Blätter bezeichnet wurde, sondern ein wirklich evangelischer: denn er umfasst, so viel er weiß, nur Christen, welche an das Evangelium von Christo glauben und lebendig von demselben durchdrungen sind. Der Bund ruht nicht, wie gleichfalls gesagt ward, auf „breitester Grundlage;“ sondern seine Bekenntnisgrundlage ist nicht viel breiter, als die Augsburgische Konfession, und schließt, wie diese, nicht bloß Papisten, Sozinianer, Rationalisten und Pantheisten, sondern auch Unitarier, Spiritualisten, und selbst „die Gesellschaft der Freunde“ oder die „Quäker“ aus. Des Bundes Prinzip ist nicht, wie von manchen dafür gehalten zu werden scheint, „die dogmatische Gleichberechtigung aller Konfessionen;“ sondern er beansprucht für diese Konfessionen nur, so weit sie nämlich in vorhergegangener staatlicher Prüfung als wirklich evangelische erfunden wurden, und auf dem Grunde der christlichen Sittlichkeit stehn, das Recht, innerhalb der Schranken der bürgerlichen Gesetzgebung ihrem Glauben auch kirchlichen und gottesdienstlichen Ausdruck geben zu dürfen. Des Bundes Zweck ist auch keineswegs eine Fusion und Verschmelzung von Sekten zu einem Kirchenkörper; sondern eine Vereinigung Christo hingegebener und von Gottes Geist regierter Individuen aus verschiedenen bibelgläubigen kirchlichen Genossenschaften, von denen übrigens nur eine einzige, nämlich die der Baptisten, und auch diese nur in einem Lehrpunkte, von dem gemeinsamen Glaubensgrunde abweicht, zu einer brüderlichen Gemeinschaft, welche sich in vereinter Tätigkeit die allseitige Förderung des Reiches Gottes angelegen sein lasse, und den Verhöhnungen des einheitsstolzen Roms gegenüber die heiligere Liebeseinheit aller evangelisch Gläubigen zur Darstellung bringe. Der theologische Streit ruht auch innerhalb des evangelischen Bundes nicht; aber er wird in Liebe geführt, weil man sich nach Lehr' und Leben im Wesentlichen des Christentums Eins weiß. Der Evangelische Bund verdient es nicht, dass man geringschätzig von ihm rede. Denn

abgesehn davon, dass sich derselbe bereits durch die ganze christliche Welt verzweigt, und seine Glieder nach Hunderttausenden zu zählen anfängt, birgt er eine Schar von Zeugen in seinem Schoße, die in ihren Ländern Säulen der Gemeine Gottes sind, und, mindestens in einem weitem Sinne des Worts, die „Malzeichen Christi“ an ihrem Leibe tragen. Zudem erfreut er sich längst in dem mannigfaltigen Segen, mit dem er sich bereits gekrönt erblicken durfte, der göttlichen Genehmigung und Besieglung.

Übrigens aber ist es wahr, dass wir Deutsche der Mehrzahl nach nicht als wirkliche Mitglieder, sondern nur als Freunde, wenn auch als warme Freunde, des evangelischen Bundes bei der Pariser Versammlung gegenwärtig waren. Dies unser Verhältnis zu dem Bunde hat seinen Grund lediglich darin, dass wir dem deutschen evangelischen Kirchentage angehören, der bei uns die Stelle der Allianz vertritt, und von gleichem Segen begleitet wird. Allerdings unterscheidet sich unser Kirchentagsbund von dem „Evangelischen“ sowohl durch seine Tendenz, nach derer zunächst eine einheitliche Herausbildung und Gestaltung des deutsch-evangelischen Kirchentums auf Grund des Augsburger Bekenntnisses anstrebt, als auch durch seine Grenzen, welche er, national, partikularistisch-deutsch und konfessionell, wie er ist, etwas enger zu ziehen sich genötigt sieht. Er nimmt nur Lutheraner, Reformierte, Konsensus-Unirte und Glieder der Brüdergemeinde als seine Genossen auf. Dies hindert ihn aber nicht, über die Schranken seiner volkstümlich konstituierten Gemeinschaft hinweg, seine Arme noch weiter auszubreiten, und auch allen denjenigen Persönlichkeiten die Bruderhand zu reichen, welche der evangelische Bund zu seinen Gliedern zählt. Und wie er mit dem letzteren öfter schon zu gemeinsamen Unternehmungen im Interesse des Reiches Gottes sich verbunden hat, so wird er sich in vorkommenden Fällen solcher vereinten Tätigkeit auch für die Zukunft nicht entziehen. Zur Gründung eines „deutschen Zweiges der Allianz“ war aber in der Tat bis in die neueste Zeit hinein eine dringende Veranlassung nicht vorhanden, indem unsre deutsch-evangelische Kirche glücklicherweise eine so vielfach gespaltene nicht ist, wie die englische und nordamerikanische. Nichtsdestoweniger aber könnten im gegenwärtigen Momente doch manche Erscheinungen unsers kirchlichen Lebens den Wunsch entstehen lassen, dass außer dem Kirchentage, wenn gleich im Anschluss an ihn, auch noch eine größere und umfassendere Gemeinschaft gläubiger Christen sich durchs Land verzweigte, in welcher vorherrschend neben der besondern Liebe der Konfessionsverwandtschaft die allgemeinere Liebe, die alle umfasst, in denen Christus eine Gestalt gewonnen, neben der sichtbaren Kirche die unsichtbare, wie sie durch alle Konfessionen sich hindurchzieht, und endlich im Gegensatz gegen manche romanisierende Überspannungen der Begriffe von der äußeren Kirche und dem kirchlichen Amt, wie sie sich in neuester Zeit hin und wieder kundgegeben, der gesunde evangelische Protestantismus eine konkrete und mustergebende Vertretung fänden.

Der „Evangelische Bund“ sah sich in Paris durch Abgeordnete fast aus allen Ländern der Welt, wo evangelische Gemeinen bestehn, vertreten. Neben den Franzosen, Engländern und Amerikanern, die sich am zahlreichsten eingefunden hatten, grüßten uns teure Brüder aus der Schweiz, aus Holland, Belgien, Schweden, Dänemark, Österreich, Italien, der Türkei, und selbst aus der ostindischen und afrikanischen Missionswelt. Unter ihnen befanden sich, und zwar in nicht geringer Zahl, evangelische Männer, deren Namen nicht erst seit gestern her im Reiche Gottes den trefflichsten Klang haben. Ich nenne nur

von den Franzosen: die Monods, Valette, Grand-Pierre, Sardinour, Boniface, Meyer, von Pressensè;

von den Engländern: Baptiste, Noel, Steane, den Grafen Roden, Sir Culling-Cardley;

von den Amerikanern: Dr. Baird, M'Leod, Stevens;

von den Schweizern: Bost, Petavel, Perrot, den Grafen St. George;

von den Holländern: Dr. Capadose und Chantepie;

von den Belgiern: Panchaud;

von den Italienern: de Sanetis, den einstmaligen Jesuitenprediger, den Waldenser Meille und den Grafen Guicciardini;

von den Schweden: Dr. Begemann, und Kapitän Berger;

als Dänen nenne ich den Pastor Kalkar aus Kopenhagen;

und von den Missionspredigern: den Missionar Ostindiens Dr. Duff und den wackern Schaufler aus der Türkei.

Diese Männer und ihre Gefährten, eine Gesamtheit von etwa tausend, bilden das Organ, durch welches mir das Urteil des evangelischen Auslandes über das christliche und kirchliche Leben im Vaterlande kund ward. Ich teile Ihnen dieses Urteil unverholen mit; muss mir aber zuvor noch einige Augenblicke zu einer notgedrungenen Abwehr erbitten.

2.

Es ist nämlich hin und wieder, und selbst in öffentlichen Blättern, die Meinung ausgesprochen worden, dass das Buch des Geheimrats Ritters Bunsen, „die Zeichen der Zeit,“ welches in diesem Augenblicke überall ein so großes Aufsehen erregt, einen getreuen Ausdruck der Anschauungen und Grundsätze des „Evangelischen Bundes“ enthalte. Dieser Ansicht muss ich auf das entschiedenste widersprechen. In ihr verrät sich nur die größte Unbekanntschaft mit dem Wesen, Zweck und den Prinzipien der evangelischen Allianz. Ich leugne nicht, dass das besagte Buch in einiger Hinsicht allerdings von großer Bedeutung ist; und wenn wir auch alle Ursache haben, dasselbe in mehr denn einer Beziehung als eine höchst beklagenswerte Schrift zu bezeichnen, so ist's doch nicht wohlgetan, dass wir dasselbe unbedingt und vollends unbesehen verdammen. Wir richten damit nichts Gutes aus, sondern schaden dadurch vielmehr nur, indem wir in der öffentlichen Meinung das Vorurteil gegen uns erwecken, dass nur ein blinder Zelotismus und Parteieifer aus uns rede, aus dessen Urteil überall nichts zu geben sei. Nicht verdammen, sondern sichten gilt es hier. Zu einer Sichtung aber, und zu einer recht gründlichen, fordert schon der Umstand auf, dass dem Buche fast in gleicher Weise aus der „Hebräer“ (der Gläubigen) Lager (wenigstens aus einem Teil desselben) und aus dem Lager der Philister (der Feinde des Kreuzes Christi und seiner Kirche) zugejauchzt wird. Es ist dies wenigstens ein Zeichen, dass der Verfasser eine sehr buntscheckige Fahne aufgesteckt haben muss, in der die entgegengesetztesten Parteien ihre Farbe zu erkennen meinen. Ach, was nicht wenigen in unsern Tagen zustößt, dass nämlich der Wirbelsturm des Parteigeistes sie im Wege sogenannter Konsequenzen

auf Bahnen und bis zu Punkten fortreibt, wohin sie anfänglich allerdings nicht wollten, das ist augenscheinlich auch jenem sonst so hochbegabten und gelehrten Manne widerfahren. Was er wahrschauend von der Gefahr sagt, die Seitens des neu erstarkenden Romanismus der evangelischen Kirche drohe, was er zu Gunsten evangelischer Gewissensfreiheit redet im Gegensatz gegen eine jesuitisch-hierarchische, die geistige Persönlichkeit des Menschen mordende Gewissensknechtung; was er äußert über den unberechenbaren Schaden, den der wieder auferstandene Konfessionsfanatismus der Kirche bringe, und was über die Notwendigkeit, die christlichen Gemeinen zu organisieren, und auch das gläubige Laien-Element in frommender Weise in den Dienst des Heiligtums mit hereinzuziehn: das ist alles zeitgemäß und der ernstesten Erwägung würdig. Damit hat er in der Tat ein tiefes Schweigen, wenn auch nicht der Resignation, so doch der Verstimmung gebrochen, und den Gedanken und Empfindungen Tausender sein beredtes Wort geliehen. Ich will ihn auch nicht beschuldigen, dass er einer absoluten Gewissensfreiheit das Wort geredet habe, indem er derselben doch mindestens an der christlichen Sittlichkeit ihre Schranke anweist. Ebenso wenigbürde ich ihm auf, dass er eine unbedingte Religionsfreiheit fordere, indem er ja zugibt, dass einer Gemeinschaft, die in der staatlichen Prüfung nicht als eine christlich religiöse erkannt werde, jene Freiheit zu versagen sei, und die polizeiliche Aufhebung freigemeindlicher Assoziationen, wie die Magdeburger, ausdrücklich gut heißt.

Aber wohin gerät er, indem er das Wesen des persönlichen Christentums bestimmt. Da ist ihm nicht bloß Lessing ein gläubiger Christ, und dessen bekannte Parabel von den drei Ringen, in der die Unterschiede zwischen Judentum, Mohammedanismus und Christentum vergleichgültigt werden, ein Spiegel der Wahrheit; nicht ist ihm ferner da ein gläubiger Christ bloß Kant, der, wie groß und hoch ehrwürdig er sonst auch dasteht, doch von allen spezifisch evangelischen Heilslehren und Heilstatsachen nicht eine einzige bejaht; nicht bloß auch Channing ist ihm da ein solcher, der Unitarier Channing, der Leugner der göttlichen Dreieinigkeit; ein gläubiger Christ, ja mehr noch: ein „Bekennner“ und „Prophet“ gar, unter dessen Weihe er nach seinem eigenen Bezeugen einen Teil seines Buches geschrieben hat, ist ihm auch Goethe, weil derselbe einmal in der Weise, wie einst Kaiphas, geweissagt hat. Wenn dies nicht heißt, die Grenzen verrücken, die Gott gesetzt hat, und Begriffe alterieren und ineinandermengen, die das Wort Gottes himmelweit von einander scheidet, so weiß ich nicht, was man so noch nennen darf.

Und was widerfährt dem Verfasser, indem er seine Anschauungen von der Organisation kund werden lässt, mit denen die Gemeinen zu beglücken seien? Seinem Dafürhalten nach ist jede Gemeinde eine mit dem heiligen Geist getaufte. Sie soll, gleichviel, wie sie sich zur Bibel stelle und dieselbe auslege, als eine christgläubige angesehen und behandelt werden. Jeden Bekenntniszaun, der die Kirche umgibt, empfiehlt er ohne weiteres zum Abbruch. Die Bekenntnisfahne, zu der die Gemeinde schwöre, soll einzig das „Wort Gottes“ sein, und zwar „wie dasselbe im Bewusstsein der Gemeinde lebt.“

Mein Gott, als was lebt das göttliche Wort in diesen Tagen des großen Abfalls in dem Bewusstsein unzähliger Gemeinen! Auch sollen nach ihm die Prediger lediglich auf die heilige Schrift verpflichtet werden. Geschähe dies, bald würden Tausende von Gemeinen der Verführung aller möglichen falschen Propheten, Phantasten und Irrlehrer überliefert sein: denn auf Gottes Wort berufen sie sich ja alle, und es würde jeder Maßstab fehlen, nach welchem über die Richtung ihrer Schriftauslegung entschieden werden könnte. Ja, ohne ein die Wesenslehren des Christentums bezeichnendes

Bekenntnisgehege böte die Kirche bald den lamentablen Anblick eines offenen Weinbergs dar, den die wilden Tiere zerwühlten; und die Gemeinen würden wohl daran tun, wenn sie so bald als möglich den Tummelplatz widersprechender Lehrsätze, den man dann nur zum Spotte noch eine „Kirche“ nennen könnte, verließen, nur sich mit ihrer Bibel in ihren Hütten zu vereinzeln. O wie haben jene Äußerungen des mir sonst so werten Mannes über das Unterscheidende des christlichen Glaubenslebens, über die Kirchenbildung, über die Bekenntnisfrage und die kirchliche Lehrfreiheit mich so tief erschüttert und betrübt! Ein um das andere Mal habe ich mich gefragt, ob denn der teure Mann von dem positiven Glaubensgrunde gänzlich abgetreten sei, auf dem wir ihm, dem Herausgeber der trefflichen und gesalbten hymnologischen und liturgischen Werke, einst begegneten; und leider! habe ich nicht Grund finden können, dies mir entschieden zu verneinen. Nicht ohne Bestürzung habe ich aus seinem Buche wahrzunehmen geglaubt, dass er den Glauben der Kirche an die wesentliche Gottheit Christi nicht mehr teilt. Es hat mir scheinen wollen, als habe er sich von der Rechtfertigung durch den Glauben einen Begriff gebildet, in welchem von dem spezifischen Gehalte der biblischen Rechtfertigungslehre kaum noch etwas übrig blieb. Fraglich ist mir's sogar geworden, ob ihm die heilige Schrift überhaupt noch ein übernatürlich geoffenbartes, untrügliches Gotteswort, ja, ob Gott selbst ihm noch ein persönlicher sei. Möchte ich mich teilweise wenigstens geirrt und versehen haben! – Gott gebe es! – Ich verehere, ich liebe den ausgezeichneten Mann von langen Zeiten her.

So viel ist aber jedenfalls gewiss: den evangelischen Bund mit seinem Glauben an die göttliche Inspiration der heiligen Schrift, mit seinem abgeschlossenen reformatorischen Bekenntnis, und mit seiner Abneigung gegen jede spiritualistische Verflüchtigung der evangelischen Heilslehren vertritt der Verfasser des besagten Buches nicht.

3.

Vernehmen Sie jetzt, wie das Ausland, soweit es durch den evangelischen Bund vertreten wird, von unsern religiösen und kirchlichen Zuständen urteilt. Von der freudigen Bewunderung, die es unserer theologischen Wissenschaft zollt, von der hohen Anerkennung, mit der es die Werke unserer gläubigen Theologen in seine Sprachen überträgt, von seinem demütig offenen Geständnisse, dass, falls es sich selbst wieder auf dem Wege zu einer selbstständigen und originalen wissenschaftlichen Theologie befinde, es diesen Fortschritt vornehmlich den Anregungen verdanke, die es von Deutschland her empfangen habe, schweige ich. Ebenso lasse ich unerwähnt sein lobpreisendes Urteil über unser öffentliches Unterrichts- und Bildungswesen, namentlich das preußische, und über den durchhaltenden Ernst, mit welchem unsere kirchliche Regierung, sonderlich seit den letzten Jahren, die allseitige Befriedigung geistlicher und kirchlicher Bedürfnisse im Lande sich angelegen sein lasse. Ich beschränke meine Mitteilungen auf das Urteil der fremdländischen Brüder über unser Glaubensleben, unsern Protestantismus, unsern Kirchenstreit, unser Verhalten den Sekten gegenüber, und unsre Tätigkeit im Bereich der innern Mission. Manches Harte werden wir zu hören bekommen. Beschauen wir uns in diesem Spiegel, und nehmen, was wir als wahr erkennen müssen, treulich zu Herzen.

3.1 Was sagen die Brüder von unserm Glaubensleben? Sie danken mit uns dem Herrn, dass in unserm rationalisierten Deutschland von einem solchen überhaupt nur wieder die Rede sein könne. Im Allgemeinen aber zeihen sie das Leben unsres Glaubens der Unsicherheit, der Unentschiedenheit und Schwäche. Ich vermag mir's zu erklären, wie sie zu diesem Urteil gelangen. Sie selbst, namentlich die Amerikaner und Engländer, und mehr fast noch, als diese, die Schotten und Franzosen pflegen allerdings, sobald sie bekehrt werden und zum Glauben gelangen, eingedenk des Wortes „Wer nicht allem absagt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein“ mit der ganzen Vergangenheit ihres Lebens reine Sache zu machen, und alle Brücken hinter sich abzurechen. Entschiedene Lossagung von der Welt und deren Lebensformen, lautes Bekenntnis der erkannten Wahrheit wo sie gehn und stehn, offner Fahnen Schwur zu dem Kreuzpanier des Israels Gottes, sofortige Einführung einer christlichen Hausordnung in ihre Familien, feierliche Weihung ihrer irdischen Habe zu einem Opfer für den Altar des Herrn: dies sind die ersten Signaturen, in welchen sich der Umschwung, den sie in ihrem Innern erlebten, auszuprägen pflegt.

Diesen entschiedenen Bruch mit dem alten Leben glauben sie an uns zu vermissen. Der deutsche Christ erscheint ihnen insgemein als ein Mensch, der das Christentum mehr als Lehre, denn als umwandelnde Gotteskraft, mehr als schützendes Amulett, denn als einen alles durchdringenden Sauerteig in sich aufnahm, und der Philosophie und Offenbarung, Gottesdienst und Weltdienst, Kirche und das Pantheon aller irdischen Kunstgenüsse, Glauben und ein Christum verleugnendes Schweigen in feindseliger Umgebung, und was des Unvereinbaren und Widerstrebendsten sonst noch, mit einander zu vereinen wisse; aber darum auch in der Wange des Heiligtums schwerlich vollwichtig erfunden werde. Natürlich ließen sie es an Versicherungen nicht fehlen, dass sie viele rühmliche Ausnahmen von der Regel unter uns anerkannten. Im Allgemeinen aber vermögen sie sich die deutschen Gläubigen nur schwer unter einem andern Bilde, als dem eben bezeichneten, vorzustellen.

Einen Hauptgrund des geteilten und unentschiedenen Wesens, dessen sie die deutschen Christen schuldigen, glauben sie darin zu entdecken, dass letztere an der heiligen Schrift keinen festen Boden mehr unter den Füßen hatten, indem dieselbe nicht mehr von Buchstabe zu Buchstabe die Autorität eines untrüglichen Wortes Gottes für sie habe, sondern in ihren Augen ein Gotteswort nur enthalte, welches erst aus vielen menschlichen Zutaten herauszusichten und von allerlei nationaler, lokaler und temporärer Umhüllung zu befreien sei.

Nicht wahr, ein scharfes Gericht dies über uns? Doch fragt sichs, ob es ein gerechtes sei? Gewiss wird es manche treffen; und die es trifft, um die steht's sicherlich nicht wohl. Doch ist auch nicht zu leugnen, dass es in seiner Allgemeinheit ein befangenes ist, und auf einer argen Verkennung der eigentümlichen Gestalt beruht, zu der sich das persönliche Christentum bei uns Deutschen entwickelt hat. „Wir“, so lautete unsere Erwidern an die richtenden Brüder, „sind gewohnt, das Evangelium mehr als Evangelium aufzufassen, während es euch, ehe Ihr es euch verseht, in feinerer Weise bald wieder zu einem Gesetze wird.“

Wir sehen uns durch das Evangelium frei gemacht, selbst für die Wahl unserer äußeren Lebensweise, während ihr durch dasselbe zum Eingehn in eine bestimmte fertige Form des Auftretens und Verhaltens euch gebunden fühlt. Bei uns herrscht die Anschauung vor von einer zukünftigen umfassenden Weltverklärung durch das Evangelium; während ihr geneigter seid, alles das, was die Welt in ihren Dienst

hineingezogen, heiße es Kunst, oder Wissenschaft, oder Industrie, oder wie es heiße, als ein Brandopfer zu betrachten, das zu des Evangeliums Ehre einmal in Rauch und Flammen aufgehen werde.

Wir sind imstande, an eine endliche Versöhnung zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Philosophie und Theologie zu glauben; ein Glaube, der euch nur eine Frucht der Skepsis deucht, wenn ihr ihn nicht gar als entschiedenen Unglauben verdammen werdet. Seht, diese Verschiedenheit christlicher Standpunkte, wie sie zwischen uns und euch besteht, verleitet euch wohl zu dem ungünstigen Urteil, das ihr über uns deutsche Gläubige fällt.“ – So sprachen wir. Die Brüder lächelten, und versicherten uns auf's Neue, wie sie weit entfernt seien, ihr Urteil auf die Gesamtheit der deutschen Christen angewendet wissen zu wollen; doch schienen sie wenig geneigt, dasselbe gänzlich zurückzunehmen, oder es in seiner generellen Fassung auch nur in etwa zu beschränken und zu mildern.

Ja, man muss es den Brüdern jenseits des Rheins, des Kanals und des atlantischen Ozeans lassen, dass, wenn sie einmal zur Fahne des Evangeliums schwören, sie dies mit ganzem Ernste und durchgreifender Entschiedenheit tun; und wohl möge ihr Christsein aus einem Stück und Guss uns zur Beschränkung wie zum Vorbilde dienen, und zu einer entschlossenen Nacheiferung uns reizen. – Doch behält auch die volkstümliche Gestaltung des evangelischen Lebens ihr Recht, wofern sich nur nicht Fleisch und Geist in ihr vermengen: und „mannigfaltig und doch einig“ heißt, wie das Gesetz der Natur, so auch dasjenige des Reiches Gottes.

II.

Wie urteilt das evangelische Ausland über unsere kirchlichen Zustände?

Vortrag

gehalten

auf Ansuchen des Hilfsvereins für den Zentral-Ausschuss der inneren Mission zu Berlin

den 10. Dezember 1855

im Saale des Berliner Evangelischen Vereins

(Zweite Hälfte)

3.2 Die Vertreter des evangelischen Auslandes glauben ferner mit banger Sorge auf die Richtung hinblicken zu müssen, die bei uns in neuerer Zeit der Protestantismus genommen habe.

❶ Zuvörderst meinen sie, dass wir, die wir die Wiege des Protestantismus umwohnten, und vorzugsweise zu dessen Hütern und Pflegern berufen seien, in großer Gefahr schwebten, die grundsätzliche Kluft, die zwischen Rom einer- und Wittenberg oder Genf andererseits bestehe, zu verkennen, ja, dass wir dieser Gefahr teilweise bereits erlegen seien, indem wir schon von der Möglichkeit einer Union zwischen römischem und evangelischem Kirchentume träumten. Sodann werfen sie uns vor, wir seien sogar auf dem Wege, spezifisch romanistischen und somit dem Evangelio schnurstracks zuwiderlaufenden Anschauungen die Pforten unserer eigenen Kirche zu öffnen, und unter der Fahne des Protestantismus an diesem selbst einen argen und unverantwortlichen Verrat zu begehen. Sie glauben bezüglich des ersten Punktes uns zurufen zu müssen: „Freunde! Die römischen Katholiken, mit denen ihr immerhin im Frieden leben mögt, und unter welchen gewiss aufrichtig fromme Christen sich befinden, sind nicht die römische Kirche. Diese, ausgehend in der Kurie zu Rom und in der römischen Priesterschaft, deren Oberhaupt bei seiner Thronbesteigung sich in feierlicher Weise von dem Kardinalskollegium die Worte zurufen lässt: „Nimm hin die dreifache Krone, und wisse, dass Du bist der König der Könige, der Herr der Herrschenden und der Stellvertreter unseres Herrn Jesu Christi auf Erden!“ hat, nachdem sie ihre wider-evangelischen Grundsätze in den Artikeln des Tridentiner Konzils kirchenrechtlich festgestellt, zu ihrem Prinzip die grellste Ausschließlichkeit, zu ihrer Maxime die schonungsloseste Intoleranz, zu ihrer Tendenz die völlige Vertilgung des Protestantismus, und die Erhebung ihres römischen Lehr- und Kirchensystems zur Alleinherrschaft in der ganzen Welt. Eine Union zwischen dieser Kirche und der evangelischen, welcher letzteren jene grundsätzlich ewige Fehde geschworen hat,

ist ein Ding der Unmöglichkeit, es müsste denn geschehen, dass die römische zuvor ihrem Prinzip entsagte, d. h. mit anderen Worten: den Entschluss fasste, sich selber aufzugeben. Liebt die Katholiken, tragt sie auf fürbittendem Herzen, erzeugt ihnen alles Gute; aber dem Romanismus, der in unseren Tagen einen neuen, höchst bedrohlichen Anlauf nimmt, den Plan seiner Weltherrschaft zu verwirklichen, und Ehe, Familienleben, Unterrichts- und Erziehungswesen, diese Grundsäulen des Staats und der menschlichen Gesellschaft, seiner unumschränkten Botmäßigkeit zu unterwerfen, widerstrebet mit allen Waffen des Geistes und des Lichtes, die euch zu Gebote stehen!"

Solch Mahnwort glaubt man an uns ergehen lassen zu müssen. Haben wir das in der Tat verdient? Ich denke, nein!

➤ „Zuerst“, so entgegnete ich den Brüdern, „deutet ihr’s uns wohl zu übel, dass wir auch der römischen Kirche ihr Verdienst um die Ausbreitung des Christentums belassen und für die Bewahrung so manches edlen Literatur-, Bekenntnis-, Kunst-, Ritual- und Verfassungs-Schatzes uns ihr zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen. Wir meinen nur Gerechtigkeit hierin zu üben.

➤ Sodann missdeutet ihr unsere Behauptung, dass „die römische Kirche die geschichtliche Kontinuität des Christentums von dem apostolischen Zeitalter her vertrete“, indem wir hiermit ja keineswegs sagen wollen, dass Rom den gesunden Entwicklungsgang des Christentums repräsentiere, sondern dies vielmehr mit den Reformatoren entschieden leugnen, und letzteren darin vollkommen beipflichten, dass das Papsttum jenen Entwicklungsgang nach Ablauf der ersten Jahrhunderte nur aufgehalten, und durch zahllose irrige Satzungen unterbrochen habe.

➤ Ferner nehmt ihr ein ungebührliches Ärgernis an der Äußerung eines der Unseren, der in einer öffentlichen Rede eines „edlen Samens“ gedachte, welchen für die Zukunft des Reiches Gottes auch das römische Kirchentum noch in seinem Schoße berge. Sollte denn dieser Ausspruch so absolut unbegründet sein? Entsprang nicht so manches, was wir an kirchlichen Einrichtungen und liturgischen Schätzen besitzen, wirklich aus Samenkörnern, die uns Rom bewahrte? Ist nicht erst neuerdings die edelste und zukunftsreichste unserer jüngsten kirchlichen Schöpfungen, ich meine das Diakonissentum, aus Keimen hervorgewachsen, die im Schoße römisch-katholischer Klostergenossenschaften verborgen ruhten; und könnte nicht eben sowohl auch die Verfassung, oder die gottesdienstliche Symbolik des römischen Kirchentums immer noch das Eine oder Andere in sich tragen, was später einmal, versteht sich in evangelischer Entfaltung und Verklärung, unserer Kirche zu Gute käme?

➤ Endlich macht ihr euch darin eines großen Fehlgriffs schuldig, dass ihr, was hin und wieder, allerdings nicht im Geiste des Protestantismus, Einzelne der Unseren geäußert haben, auf Rechnung unseres ganzen evangelischen Volkes bringt. Haltet euch überzeugt, dass unser Volk als solches, was da und dort auch ein romanisierender Ideologe oder Träumer ihm predigen möge, sich wohl bewusst ist, was Rom sei und was es wolle, und von einer kirchlichen Einigung mit dem Papsttum nicht im geringsten anders denkt, als ihr, lieben Brüder, selbst.“

Dies und dergleichen setzte ich den Brüdern entgegen; doch gelang mir’s kaum, das Vorurteil, als sei unser Protestantismus auf eine abschüssige Bahn geraten, ihnen völlig zu benehmen. Es erklärt sich dies teils aus der aggressiven Stellung, welche sie der römischen Kirche gegenüber von Alters her eingenommen; teils aus ihrer Anschauung von dieser Kirche als von der absolut antichristischen, an der man Gutes nicht

anerkennen könne, ohne sich dadurch einer Verleugnung der Wahrheit, wo nicht gar einer Sünde wider den heiligen Geist, schuldig zu machen.

Übrigens wollen wir jene Anklagen, mögen sie immerhin die Grenzen der Billigkeit und Wahrheit überschreiten, nicht vornehm, geschweige unwirsch, von uns weisen, sondern vielmehr den Mahn- und Wächterruf des evangelischen Auslandes wohl zu Herzen fassen. Es könnte sein, dass wir im Allgemeinen allerdings einer neuen Stärkung, Erfrischung und Belebung unseres Protestantischen Bewusstseins bedürftig wären, und große Ursache hätten, uns zu prüfen, ob die minder energische Haltung gegen Rom, die uns die französischen, englischen und amerikanischen Protestanten zum Vorwurf machen, nicht wirklich mehr die Frucht einer indifferentistischen Lauheit und Glaubensohnmacht, als diejenigen einer tieferen Einsicht in das Wesen des römischen Kirchentums, oder einer größeren Gerechtigkeitsliebe sei. Immer aber wollen wir den fremdländischen Brüdern zur Beruhigung die Versicherung erneuern, dass kein Grund vorhanden sei zu der Besorgnis, unser deutsch-evangelisches Volk möchte je dahin gelangen, auch nur durch eine teilweise Rückkehr zu dem alten, für immer überwundenen, Wahn die Gebeine seiner Reformatoren in ihren Gräbern aufzustören, indem dasselbe mit seinem Protestantismus vielleicht tiefere Wurzeln in Gottes Wort geschlagen habe, als irgend ein anderes Christenvolk der ganzen Erde.

② Was den zweiten Vorwurf anbelangt, als begännen wir „spezifisch römische Anschauungen“ in unsere evangelische Kirche herüber zu nehmen, so wird derselbe hoffentlich nicht mehr begründet sein, als jener erstere. „Vielleicht“, so lautete mein Schutzwort an die Brüder, „versteht ihr völlig falsch, was wir, ganz im Geiste des Evangeliums, von dem geistlichen Amte als einer göttlichen Stiftung, vom Akte gemeinsamer Anbetung als einem wesentlichen Teile des kirchlichen Gottesdienstes, und vom Opfer der Liebe sagen, das in der Kirche wieder mehr zur Geltung kommen müsse; sowie, was wir urteilen von der schönen Kunst und dem ersprißlichen Dienste, den auch sie in christlich verklärter Gestalt dem Heiligtum leisten könne.“

Aber „nein“, erwiderten die Freunde, „ihr neigt unverkennbar zu römisch katholischen Begriffen von der Kirche, vom Gebrauche der heiligen Schrift, und namentlich vom geistlichen Amte – und dessen Trägern und Verrichtungen. Die Kirche, von der ihr sagt, dass sie allein „der Sitz des heiligen Geistes“ sei, und dass nur auf ihr die Verheißung der göttlichen Gnadenmitteilungen ruhe, schließt ihr innerhalb der engen Schranken einer bestimmten, geschichtlich gewordenen äußeren Kirchenanstalt ab, oder, wenn ihr sie nicht auf die lutherische Gemeinschaft allein beschränkt, so lasst ihr, scheinbar ein wenig weitherziger, ihre Grenzen so weit, aber auch nicht weiter, sich erstrecken, als die Statuten, Einrichtungen und Ordnungen der drei herrschenden Kirchenkörperschaften: der römisch-katholischen und der beiden aus ihr hervorgegangenen reformatorischen: der lutherischen und der reformierten, reichen, so dass also unsere armen Independentengemeinden, obwohl auch sie Teil nehmen an der „geistlichen Handreichung von Geschlecht zu Geschlecht“, den vergangenen Jahrhunderten für alles, was dieselben, sei es in Formulierung von Bekenntnissen, sei es in Schrifterklärung, oder sei es in gottesdienstlichen Einrichtungen wahrhaft Edles, und, weil Wortgemäßes, darum auch Unsterbliches leisteten und auf die Nachwelt vererbten, herzlich dankbar sind, und in ihrer Mitte vielleicht mehr Glaube, mehr geistiges Leben und mehr apostolische Zucht aufzuweisen haben, als tausende eurer staatskirchlichen Gemeinen, draußen, ja draußen stehen, wo, wie ihr sagt, der Sitz, des heiligen Geistes nicht, also auch kein Heil ist. Heißt das nicht römisch denken? Und ist's nicht eben so gedacht, wenn

ihr das Recht freien Bibelforschung nur geübt wissen wollt, „in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte?“ Ja, ja, in dieser Ehrfurcht meinen auch wir's zu üben. Auch wir kommen nicht in „eigenem Namen“, sondern stehen bei unserer Schriftforschung, gleich euch, auf den Schultern der ehrwürdigen Väter der Kirche. Aber eure wahre Meinung geht dahin, dass der Glaube der Jahrhunderte für die Schrifterklärung unbedingt entscheidend und maßgebend sei, und achtet's einem Verbrechen gleich, die Richtigkeit jenes Glaubens in den einzelnen Fällen erst einer bescheidenen exegetischen Prüfung unterwerfen zu wollen. Wodurch unterscheidet sich diese Anschauung von der papistischen, nach welcher die kirchliche Tradition über dem Worte Gottes steht, und die Konzilienbeschlüsse der Hierarchie unfehlbar sind?

Was endlich das geistliche Amt betrifft, so seid ihr nicht mehr weit davon entfernt, demselben wieder ein mittlerisches Ansehn beizulegen, den Gemeinen das Recht des unmittelbaren und freien Zugangs zum Gnadenthron zu verkümmern, alle Gnadenmitteilungen für sie an den segnenden Mund und die Weihende Hand ordinierter Pastoren zu knüpfen, und diesen die Verdienste Christi als einen Schatz zuzuweisen, über den sie souverän und nach Willkür also zu verfügen hätten, dass sie aus seiner Fülle heraus, nicht etwa erst in Folge eines erhaltenen Zeugnisses des heiligen Geistes, dass die Loszusprechenden wirklich Bußfertige seien, sondern lediglich kraft ihres nackten Amtes, eine unbedingte Absolution erteilen könnten. Heißt das etwas Anderes, als die römische Hierarchie mit allen ihren Anmaßungen auf den Kirchenboden zurückverpflanzen wollen, den die Reformatoren durch Gottes Gnade unter schweren Kämpfen davon gereinigt haben?!“ – So die Brüder, nicht in Hass oder Groll; aber mit banger Sorge und sichtlicher Betrübniß. Wir entgegneten: „Freunde, ihr kennt unsre deutschen Christen, wie es scheint, aus vereinzelt Schriften nur, die zu euch gedrungen sind; aber nicht aus dem Ganzen ihrer Literatur, geschweige aus persönlicher Anschauung. Die Ideen, die ihr eben mit Recht als romanisierend bezeichnet, und die ihr als unbiblisch verwerft, sind allerdings hin und wieder im Kreise unserer deutschen Glaubensgenossen laut geworden. Seid aber versichert, dass sie nie und nimmer in unserer evangelischen Kirche auf etwas Anderes als auf Widerstand und Abwehr stoßen werden. Dass bei der neuen kirchlichen Gärung, die bei uns eingetreten ist, und unfehlbar zum Guten ausschlagen wird, vorläufig auch manches Krankhafte, Auswüchsige und Exzentrische zum Vorschein kommt, darf euch nicht Wunder nehmen. Der Geist des Herrn aber, der über den Wassern schwebt, wird von dem neu erwachenden Leben zu seiner Zeit schon wieder abtun, was vom Fleische ist, und nicht frommt, und wird alles, was die Grenze der Wahrheit überschreitet, in das rechte Geleise zurückzuführen wissen.“

Wir sprachen's. Sie schienen in etwas dadurch beruhigt. Ich denke aber, wir hüten uns auch hier vor einer falschen Sicherheit, und schlagen jene Besorgnisse nicht leichtfertig in den Wind; sondern nehmen vielmehr von ihnen Anlass, in eine ernste Selbstprüfung einzugehen, und mehr und mehr eine vollkommene Übereinstimmung aller unsrer Anschauungen mit dem Worte des lebendigen Gottes anzustreben.

3.3 Mit wie schmerzlichem Bedauern die Brüder des Konfessionshaders gedachten, der gegenwärtig unsre evangelische Kirche durchtobe, und dieselbe nicht bloß in drei, sondern gar in fünf oder sechs Parteikirchen zu zerklüftem drohe, brauche ich Ihnen wohl kaum erst zu sagen. Gemäßigt und weise urteilen in dieser Sache die

Franzosen, indem sie zu uns sagten: „Dass ihr euch wieder auf eure kirchlichen Bekenntnisse besinnt, ist ja ein hoch erfreulicher Umstand; und was da und dort mit eurem Bestreben, denselben in dem Bewusstsein eurer Gemeinen zu neuer Geltung zu verhelfen, Überschwängliches verpaart geht, das wird die Zeit schon auf sein richtiges Maß zurückführen!“ Nichtsdestoweniger glaubten aber auch sie mit allen Übrigen uns zurufen zu müssen: „Wie wir vernehmen, ist in den Massen eures Volkes jedes christliche Bewusstsein dergestalt erloschen, dass ihr vorläufig jedenfalls Besseres tun könntet, als euch gegenseitig die Zähne weisen und euch befehlen. Einen Waffenstillstand solltet ihr unter euch schließen, und in einträchtigem Zusammenhalten darauf hinarbeiten, dass nur einmal vor allem der Lügenvater aus dem Felde geschlagen, und durch einfache Predigt der Buße zu Gott und des Glaubens an Christum der erste Grund evangelischen Wissens und Lebens in euren Gemeinen neu geleeget würde. Statt auf dieses eine Notwendige alle eure Kräfte zu verwenden, liegt ihr, um die äußersten und subtilsten Spitzen christlicher Lehre und Erkenntnis streitend, wider einander zu Felde, und verdammt euch wechselseitig als Irrsterne und Ketzer! Wie könnt ihr unter solchen Umständen erwarten, dass das Volk die Kirche wieder lieb gewinnen werde, und wie euch darüber wundern, dass ihr euch je länger je mehr verurteilt seht, vor leeren Bänken zu predigen? Es kann ja nicht anders sein, als dass das Volk durch eure, Kontroversen auf den Gedanken gerate, dass, weil ihr niemals übereinkommt, die Wahrheit bei keinem unter euch sein könne, sondern ihr alle miteinander irren müsset? Unterzieht die Differenzpunkte, die zwischen euch noch bestehen, der gründlichsten Forschung; tauscht über sie brüderlich und theologisch eure Gedanken gegen einander aus; aber tragt die Subtilitäten, um die ihr mit einander hadert, nicht in die Gemeinen über, sondern gebt diesen, was ihnen zunächst Not ist: die großen Heilslehren und Heilstatsachen des biblischen Christentums!“

So ohngefähr lauteten die Mahnungen, die man uns zu vernehmen gab. Wir standen beschämt und schamrot, und verstummten. Mancher aber von uns seufzte wohl stille in seinem Innern: „Herr, gib uns den Kirchenfrieden wieder, und lehre jeden Theologen, der die ganze und unverkümmerte Wahrheit ergriffen zu haben meint, in evangelischer Weisheit, Mäßigung und Milde mit Paulus sprechen: „Wie viele nun unserer vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet sein; und so ihr in etwas anders gesinnet seid, so wird euch Gott auch dieses offenbaren. Nur dass wir in dem, wozu wir gelangt sind, nach einerlei Regel wandeln und gleich gesinnt seien!“

3.4 Die fremdländischen Brüder glaubten weiter das Verfahren in Anspruch nehmen zu müssen, welches unsrerseits den christlichen Sekten und dissentierenden Religionsparteien gegenüber beobachtet würde. Sie ziehen uns einer „staatskirchlichen Intoleranz“, einer „konfessionell ausschließlichen Engherzigkeit“, und gaben uns Schuld, dass wir die „beiden Schwerter“, das Schwert des Geistes und das der weltlichen Macht, miteinander vermengten. Wir erklärten ihnen dagegen, dass wir uns allerdings für eine abstrakte und absolute Gewissens- und Religionsfreiheit nicht entscheiden, sondern nur einer Freiheit das Wort reden könnten, die sich als in der göttlichen Wahrheit, welche nicht erst noch gesucht zu werden brauche, gebunden wisse. Freilich, erklärten wir, vermöchten auch wir unsrerseits es nicht als christlich zu erkennen, dass Religionsgemeinschaften, denen, wie z. B. den Methodisten, Irvingianern und Baptisten, etwas Antichristisches, Staatsgefährliches oder die Sittlichkeit Bedrohendes

so wenig nachzuweisen sei, dass ihnen vielmehr eingeräumt werden müsse, dass sie im Ganzen auf evangelischem Bekenntnisgrunde ruhten, durch den Arm der weltlichen Obrigkeit verfolgt, und an der ihrem Gewissen und geistigen Bedürfnisse entsprechenden Ausübung ihrer Religion gewaltsam behindert würden. Wir fügten allerdings hinzu, wie es niemanden allzu sehr befremden dürfe, wenn wir den abweichenden Glaubensparteien die Ansiedlung in unserer Mitte in etwas schwerer machten, als dies anderwärts geschehe, indem unsere deutsche Kirche die angestammte Bestimmung habe, sich je mehr und mehr zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten; das Auskommen von Dissidentengemeinen aber diesem ihrem Berufe hindernd entgegen trete. Dennoch, aber fuhrten wir fort, käme es auch uns nicht in den Sinn, zur Abwehr der Dissidenten irgend andere Waffen, als diejenigen des Geistes und des Gedankens gehandhabt sehn zu wollen, es müsste denn sein, dass jene in propagandistischer Organisation aggressiv wider uns zu Felde zögen, und methodisch unsere kirchlichen Ordnungen und den Frieden unserer Gemeinen zu untergraben sich bemühten.

In diesem Falle würden wir es freilich sogar für die Pflicht des christlichen Staates (zu der Idee eines religionslosen Staates vermöchten wir uns nimmer zu bekennen,) erachten, dass er die seinem Schirm befohlene Kirche auch durch gewaltsame Abwehr so lästiger und zudringlicher Gäste beschütze.

Es kann sein, dass diese unsere Erklärung mindestens von den Amerikanern, Engländern und auch einem Teile der Franzosen nur mit gemischten Empfindungen entgegengenommen wurde. Die Freunde beschränkten sich jedoch darauf, die Frage an uns zu richten, ob wir in vorkommenden Fällen eine staatsrechtliche Anerkennung der Baptisten in Deutschland befürworten würden. Wenn ich nicht irre, wurde diese Frage einmütig von uns bejaht, jedoch nicht ohne die Bemerkung, dass wir es gut heißen würden, wenn der Staat seine Anerkennung mit der unumwunden ausgesprochenen Hoffnung begleitete, dass die besagte religiöse Genossenschaft recht bald von dem Irrtum genesen werde, welcher sie von der Landeskirche scheidet. Ob die fremdländischen Brüder uns hierin auf unserm Standpunkte Recht gegeben haben, vermag ich nicht zu sagen. Es wird ihnen nicht leicht, sich im Geiste ganz auf unsern Standpunkt zu versehen. Ihnen schwebt als Ideal die unbedingte Religionsfreiheit vor. Uns blieb nur übrig, sie nochmals daran zu erinnern, dass Deutschland nicht Nordamerika sei, und auch weder Keim noch Bestimmung in sich trage, es je zu werden.

Beiläufig nur erwähne ich, dass man auch die Anklage wider uns erhob, wir gäben dem „allgemeinen Priestertum aller Gläubigen“ seine Ehre nicht, indem wir, wenigstens in dem größten Teile unsrer Kirche, dem sogenannten Laien-Elemente für eine kirchliche Betätigung jeden Raum versagten, und die Gemeinen hierarchisch regierten, ohne sie doch apostolisch zu begeistern und an ihnen evangelische Zucht zu üben. Wir trösteten die Brüder, die solches uns umwerfen zu müssen glaubten, mit der Eröffnung, dass in neuester Zeit bei uns mindestens Einleitungen, und zwar sehr weise, getroffen worden seien, auch die geistlichen Gaben der Gemeindeglieder in kirchlichen Ämtern dem Ganzen der Gemeinen nutzbar zu machen; baten sie jedoch, wohl erwägen zu wollen, dass es weder tunlich noch ratsam sei, geistlich tote Sprengel zu organisieren als wären sie lebendig.

3.5 Vernehmen Sie endlich nun auch das Urteil, welches das evangelische Ausland über die Tätigkeiten fällt, die unsererseits im Bereiche der inneren Mission entwickelt werden. In allen Ländern, wo evangelische Gemeinen sich befinden, ist das

Werk, welches wir mit jenem Namen bezeichnen, neben dem Werke der Heidenmission in gedeihlichstem Fortschritt begriffen. Sollte ich die hervorstechenden Eigentümlichkeiten bezeichnen, in denen dasselbe von den verschiedenen Nationalitäten getrieben wird, so würde ich dies etwa in folgender Weise tun.

In England missioniert die Assoziation. Zu Tausenden sind dort die Gläubigen aus allen Kirchenabteilungen in großartigen Gemeinschaften zusammen getreten, um in unerhörten Zahlenverhältnissen Bibeln und Traktate zu verbreiten, Straßenprediger auszusenden, Freischulen und Asyle zu errichten, und der ärmern Bevölkerungsklasse freundliche und gesunde Wohnungen zu bauen.

In Schottland missioniert die Kirche, fehl die lebendigste und rührigste auf der ganzen Erde, und haucht in Predigt und Seelsorgertätigkeit wie mit schöpferischem Odem die Bevölkerung des ganzen Landes an.

In Nordamerika missioniert die von dem englischen Teile der Bevölkerung getragene kirchliche Sitte, welche Verachtung über alle verhängt, die vom Glauben wichen, die Bibel nicht lesen, den Feiertag nicht heiligen, das Haus Gottes nicht besuchen, nicht Teil nehmen am Sakrament, mit ihren Familien nicht häusliche Andachten verrichten, und zu christlichen und kirchlichen Zwecken ihre Beisteuer versagen; eine Sitte, die den aus Europa herüberkommenden Libertinern so überaus unbequem ist, ihrer aber zuletzt, wie sie sich auch sträuben und bäumen mögen, dennoch Meister wird; und, falls sie auch den Alten in ihrer Verhärtung mit ihrer umwandelnden Kraft nicht mehr sollte beikommen können, unfehlbar doch deren Sohne und Töchter sich untertänig macht, und ihnen den Stempel guter amerikanischer Bürger und Christen nach puritanischem Modell und Zuschnitt aufdrückt.

In Schweden, wo christlichen Vereinen kein Raum gestattet wird, missionieren geistliche Troubadours, die, fromme Lieder singend, das Land durchziehen, sowie gläubige Organisten, die nicht selten mit ihren feierlichen und meisterhaften Akkorden den Mangel an innerlicher und zu den Herzen dringender Predigt ersehen. Die schwedischen Brüder bemerkten sinnig, dass, wie die Blätter die Lungen seien, durch welche die Bäume Odem holten, so das schwedische Volk durch die genannten Leute die Lebensluft des Evangeliums zu atmen pflege.

In Italien missioniert still und verborgen unter der Decke des römischen Kirchentums ausschließlich das neue Testament, und die italienischen Brüder warnten ernstlichst vor jeder Einmischung der Menschenhand, indem sich in ihrem Lande der Herr allein die Betreibung des Reformationswerks vorbehalten zu haben scheine.

In den Niederlanden missioniert die christliche Literatur, indem nirgends so viel Erbauliches gelesen wird, als eben dort.

In Frankreich endlich ist's vorzugsweise die Liebe der christlichen Persönlichkeit, die das Missionswerk in die Hand genommen hat. Der Franzose, wenn er zum Glauben kommt, sieht sich von vorne herein als einen Streiter Christian, und ordnet sich sofort unwillkürlich und opferfreudig den Reihen derer ein, die, sei es Sonntagsschulen leitend, sei es Traktate und Bibeln verbreitend, sei es Gefängnisse, Hospitäler und Familien besuchend, oder in welcher Form persönlicher Tätigkeit sonst es sei, unmittelbar an der Arbeit der Volksevangelisation sich beteiligen. Es ward uns in Paris mannigfaltige Gelegenheit geboten, diese persönlich eingreifende Liebe in ihrem segensreichen Walten zu belauschen. Vorzugsweise sind's dort die ausgedehnten Vorstädte, und unter diesen namentlich der berühmte Faubourg St. Antoine, welche jene wirksame Liebe sich zum Schauplatz ihrer Betätigungen ersehen hat. Hier, wo der Aufruhr

seine Barrikadenerbauer und Meutererbanden zu dinge pflegt, durchwandelt sie, die holde und leutselige, freundlich grüßend, und mit dem leiblichen Brote zugleich das geistliche des Lebens spendend, die höhlenartigen Behausungen der Straßenkehrer und Lumpensammler; und wie sie gleich einem milden Frühlingsstrahle in den verwilderten Gemütern die noch übrigen Keime der Humanität hervorlockt, und in den armen Seelen, die bis dahin nur die eisige Luft des gemeinsten Egoismus atmeten, Gefühle wieder wach ruft, die für immer in denselben erstorben schienen; so eröffnet sie ihnen inmitten der freudenarmen und in Selbstsucht erstarrten Welt, in der sie ihr trauriges und schuldbeladenes Leben hinziehn, ein Reich der Barmherzigkeit, der Milde und des Friedens, von dem die Unglückseligen bis dahin niemals auch nur eine Ahnung hatten. Zärtlich hebt sie die verwahrlosten Kleinen auf ihren Schoß, legt den zerlumpten reinliche Gewänder an, nimmt sie in ihre Schulen oder Rettungshäuser auf, und befreundet sich dadurch erst recht die Herzen der Eltern, und der Erwachsenen überhaupt, denen sie dann unvermerkt, bald ihnen vorlesend, bald dies und das ihnen erzählend, bald traulich mit ihnen sich unterredend, oder auch vermittelt zurückgelassener Schriften, das Evangelium nahe bringt. Manchen schönen Triumph hat diese suchende Liebe auf ihren Werbegängen durch die Hütten des Elends, wie durch die Gefängnisse und Hospitäler, schon davon getragen. Ich selbst habe einige ihrer lebendigen Trophäen gesehen, und zwar in Männern, die aus wilden Rebellen zu musterhaften Bürgern und Familienhäuptern, ja aus wütigen Löwen zu zahmen und sanften Lämmern umgeschaffen wurden. Was aber sonderlich einen herzerquickenden Anblick gewährte, waren die Kinderscharen, die jene Liebe in lustigen und heiterm Schulräumen versammelt hatte, und in denen unter ihrer mütterlichen Pflege das Geschlecht einer besseren Zukunft hoffnungsvoll emporblüht.

Eine Lust war es, die fröhlichen Angesichter dieser meist aus einem Pfuhe physischen und moralischen Elends herausgezogenen Knaben und Mädlein anzuschauen, und sie, die jetzt sauber gekleideten und mit Anstand sich bewegenden Kinder, in wohlklingenden Lauten ihrer französischen Muttersprache den Namen Jesu, ihres himmlischen Erretters, preisen zu hören. Nicht unerwähnt kann ich's lassen, dass unter den Leiterinnen des weiblichen Teils dieser Jugend eine Dame uns begegnete, welche, von der Liebe Christi gedrungen, nicht allein ihr ganzes Vermögen, sondern auch sich selbst diesem schönen Retterwerk zum Opfer brachte, indem sie sich auf Lebenszeit ausschließlich der Verpflegung und Erziehung jener verwahrlosten Kinder widmete. An Männern und Frauen aus allen, auch den höchsten, Ständen, die einen großen Teil ihrer Mußestunden persönlich der sittlichen Hebung der verkommenen Bevölkerungsklassen weihen, fehlt es überall in Frankreich nicht, und namentlich ist es die Hauptstadt, die deren eine, beträchtliche Anzahl aufzuweisen hat. Und alle bezeugen auf Grund ihrer Erfahrungen wie mit einem Munde, dass es allein die Liebe, die barmherzige, um Christi willen selbst verleugnungsvoll dem Dienst der Brüder hingeebene Liebe sei, die darauf rechnen dürfe, auch das Wüst und Leer jener beklagenswerten Menschenschicht, welche mit dem Namen des „Proletariats“ bezeichnet wird, durch das Mittel des alles erneuernden Evangeliums allmählich zu einem Garten Gottes umzuschaffen.

Doch wohin gerate ich? – Ich wollte Ihnen Mitteilung von dem Urteil machen, welches das evangelische Ausland über die Tätigkeit fülle, die wir deutsche Christen im Bereiche der innern Mission entwickelten. Da muss ich denn zuvörderst erwähnen, dass man auf's Freundlichste uns die Ehre zuerkennt, auf diesem Gebiete das Herrlichste erzielt zu haben, was auf demselben in neuerer Zeit erstrebt worden ist: die Wiederherstellung und Neubelebung des apostolischen Diakonissenamts. Nicht wenig rühmt man unsere Bethanias, wie unsere Asyle, Magdalenenstifte,

Warteschulen, und was des mehr ist. Was man uns aber vorwirft, ist, dass wir im Allgemeinen das Werk der innern Mission zu wenig direkt und persönlich trieben, indem wir allerdings wohl durch unsere Gaben und Komiteeberatungen die geistlichen Fischerboote unserer Beauftragten und Sendlinge flott zu machen uns bestrebten; aber meist zu bequem, oder zu vornehm seien, um selbst auf's Wasser zu gehen, und mit eigener Hand das Rettungsnetz zu senken. „Warum“, so fragten uns, freilich mehr die englischen und amerikanischen als die höflicheren französischen Brüder, „legen namentlich eure jungen Leute beiderlei Geschlechts, und sonderlich die aus den gebildeteren Ständen, die Hände meist in den Schoß, statt unmittelbar in die große Friedensarbeit der Christianisierung der Welt mit einzugreifen? Warum ziehen sich nicht, geleitet von euren gläubigen Söhnen und Töchtern, gleichwie durch unsere Städte, auch durch die euren, Tausende von Sonntagsschulen hindurch? Warum sehen wir nicht auch über euer Land ein Netz von Kranken- und Hausbesuchs – Vereinen ausgespannt, und weshalb wirkt ihr nicht mit allen Mitteln, die Gottes Wort und Reich euch zur Verfügung stellen, persönlicher und energischer auf die Erleuchtung und Bekehrung ganzer Familien ein, dieser Pflanzstätten der Kirche und des Staats? Die Liebe in Christo findet so leicht die Wege, auf denen man sich auch solche Häuser befreundet, in welchen der Herr noch nicht Wohnung machte. Betretet diese Wege, bestellt dem Herrn, wo ihr könnt und mögt, die Herberge, und erweist euch überall durch Liebeszeugnis und Liebestat als Engel des Friedens!“

So sprachen sie. Ich erwiderte: „Wir Deutsche sind von Natur und Art etwas blöder, bedächtiger und berechnender, als Ihr.“ – „Treibt“, antworteten sie, die „Natur durch den Glauben aus, und werdet vor allem frischere und fröhlichere Bekenner!“ Ich denke, wir schlagen auch diese Mahnung nicht in den Wind. Persönlichere Beteiligung aller Gläubigen an dem großen Retterwerk der Zeit gehört allerdings mit zu dem, was bei uns Deutschen vornehmlich Not tut.

So habe ich Ihnen denn in flüchtigen Umrissen die Anschauungen vorgeführt, die das gläubige Ausland von unseren religiösen und kirchlichen Zuständen hegt. Die Vorwürfe, die dasselbe wider uns erhebt, sind darum, weil sie teilweise das Maß der Gerechtigkeit überschreiten, doch keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern beruhen zuletzt immer auf der Wahrnehmung wirklicher, wenn auch zum Teil nur einzelner Schäden. Unterlassen wir es darum nicht, die vernommenen Anklagen wenigstens in ernste Erwägung zu ziehen. Freilich ward das Urteil, das ich zu Ihrer Kunde brachte, ziemlich fern von uns gefällt. Was demselben aber ein nicht geringes Gewicht verleiht, ist sowohl der Achtung fordernde Charakter des Spruchkollegiums, Seitens dessen, als die große Einhelligkeit, in welcher es gefällt ward. Übrigens atmete das Urteil bei aller Schärfe, von der es nicht frei zu sprechen ist, aufrichtige Achtung nur und brüderliche Liebe. Ja ich darf die Versicherung erneuern, dass die Augen des evangelischen Anstandes mit großen Hoffnungen vorzugsweise auf unserer deutschen Kirche ruhen. Man zu unserm Vaterlande des Allerbesten, und meint, ein Mal, wie vor drei Jahrhunderten, mit den vereinigten Waisen des Glaubens und einer erleuchteten und geheiligten Wissenschaft die Mächte des Wahns zur Rechten und zur Linken brechen, und den Naturalismus, Pantheismus und Materialismus, wie den Pelagianismus und Jesuitismus aus dem Felde schlagen werde. Unserm Preußen aber wird unweigerlich von allen die Hegemonie im Reiche des Geistes zuerkannt, und die Zukunft des deutschen Protestantismus überwiesen. Gott wird's walten, dass man sich nicht an uns versehe, sondern den Hoffnungen, die man so zuversichtlich zu uns hegt, eine reiche Erfüllung blühe!

III.

Der Ernst, mit dem das Reich Gottes in die Welt tritt.

Predigt gehalten am zweiten Sonntage des Advents den 9. Dezember 1855

Matthäus 3,7 – 12

Als er, (Johannes der Täufer,) nun viel Pharisäer und Sadduzäer sahe zu seiner Taufe kommen, sprach er zu ihnen: „Ihr Otterngezüchte, wer hat euch gewiesen, dem zukünftigen Zorn zu entrinnen? So bringt nun rechtschaffene Früchte der Buße. Und gedenket nur nicht, bei euch zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch, Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Ja, die Axt ist schon den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und in's Feuer geworfen. Ich taufe euch mit Wasser, zur Buße; der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich nicht genugsam bin, die Schuhe zu tragen: der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. Er hat seine Wurfschaufel in seiner Hand, und wird seine Tenne fegen, und den Weizen in seine Scheune sammeln; aber die Spreu wird er verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.

Ein neues Kirchenjahr entbot uns seinen Friedensgruß. Möge es uns Alten ein Jahr der Gnade werden! Wie Salomo einst die Königin von Saba, nimmts uns bei der Hand, um uns aufs neue durch alle Schatzkammern des Reiches Dessen zu geleiten, der größer ist, denn Salomo. Wahrscheinlich widerfährt dieser Dienst dem Einen und Andern von uns zum letzten Mal. Gedenken wir an das apostolische Wort: „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?“

Die Adventszeit hat zu ihrem Thema das Kommen des Reiches Gottes. Sie zeigt uns, wie das Reich Gottes kam, kommt und kommen wird. Adventsherold ist der Mann im Kamelhaarkleide: Johannes Baptista. Wie wir heute in der Wüste zu ihm treffen, blitzt's und donnert's von seinen Lippen. Doch darum nicht zurückbebt! Auch in den Worten, die wir diesmal aus seinem Munde gehen hören, ist Adventsklang die Fülle. Sie veranlassen uns, den Ernst zu erwägen, mit dem das Reich Christi in die Welt hereintritt. Dieser Ernst liegt

1. in der Abweisung unbegründeter Hoffnungen, als ob man diesem Reiche schon angehöre; dann
2. in der Hoheit des sittlichen Strebeziels, das es uns vorsteckt, und endlich
3. in der Sichtung, die es teils mit sich führt, teils für die Zukunft uns in Aussicht stellt.

Bringen wir uns dies näher zum Bewusstsein, und gebe der Herr gesegneten Eindruck!

1.

Am Jordan sieht der ernste Wüstenprediger. Zu Tausenden drängt sich das Volk zu ihm heran. Aus allen Winkeln des Landes strömen sie herbei, und begehren von ihm die Taufe. Im Rausche ihrer Messias Hoffnungen haben sie die Abneigung gegen eine Zeremonie, die bisher nur an Proselyten aus den Heiden vollzogen wurde, überwunden, und lassen sich einen Akt gefallen, der ihnen in sinnbildlicher Weise nichts Geringeres andeutet, als dass sie, um zum Reiche Gottes einzugehen, einer Entsündigung, ja einer Wiedergeburt bedürftig seien, die den Tod ihres alten und die Auferstehung eines neuen Menschen in sich schließe. Freilich begriffen wohl die wenigsten unter ihnen die wahre und ganze Bedeutung der Johannistaufe. Vielmehr betrachteten die Meisten sie in seichtester Weise bloß als eine Anmelungsfeierlichkeit zum Eintritte in das neue Reich, von welchem sie sehr sinnliche Träume träumten. Mischten sich unter die Pilgerscharen auch eigengerechte Pharisäer und selbstgefällige, mehr auf irdisches Behagen versessene, als nach Erlösung und Gottesfrieden dürstende sadduzäische Tugendschwätzer, so wurden diese noch durch anderweitige Motive in Bewegung gesetzt. Sie konnten wider die flutende Volksströmung nicht mehr an. Zur Wahrung ihrer Popularität mussten sie schon gute Miene zum bösen Spiel machen, und, wie sauer es ihnen wurde, sich wenigstens zum Schein an die Spitze der verhassten Bewegung stellen. Sie trösteten sich in der unbequemen Lage, in der sie als die mit dem breiten Strome Schwimmenden sich befanden, mit dem Wankelmut der großen Menge, die, ob sie ihnen für den Augenblick auch durch die Zügel gerissen war, zu seiner Zeit sich ihnen schon wieder fügen werde. Sie bargen ja unter ihrem jesuitischen Hierarchenmantel Schlingen und Stricke genug, um die leicht beweglichen Massen schon wieder einzufangen. Und leider hat diese Hoffnung sie auch nicht betrogen. Wie lange währte es, da trug das Volk auf's neue ihre schmähhlichen Gewissensfesseln!

Wie Johannes die Volksverderber nahen sieht, ist das Erste, was er tut, dass er, was vor ihm kaum jemand noch gewagt, in heiliger Entrüstung ihnen die Heuchlerlarven abreißt und vor die Füße wirft. Was ihm Bedenkliches daraus erwachsen könnte, bringt er nicht in Anschlag. Er dient der Wahrheit, und kennt seinen Beruf, dem Herrn Bahn zu brechen. Welche Macht aber einem Menschen beiwohnt, der entschlossen ist, wenn es sein muss, der Wahrheit und dem Rechte auch sein Leben hinzuopfern, ist kaum zu sagen. – „Ihr Otternbrut!“ beginnt Johannes. Furchtbare Bezeichnung dies, gleichbedeutend mit: „Ihr Schlangensame, ihr Satanskinder!“ – Es gibt geistlich stumpfe, für alles Höhere so unzugängliche Menschenkinder, dass auch von ihnen gilt, was ein Missionar von einem heidnischen Volksstamm sagt: „Sie schauen die Sonne an mit dem Auge eines Ochsen;“ Leute, die in ihrer Unempfänglichkeit nicht leichter mit dem Evangelium zu erreichen sind, als das Bild im Spiegel sich fassen lässt, nach welchem die Hand des törichten Kindes sich ausstreckt. Diesen Menschenschlag würde Johannes mit andern Namen bezeichnet haben, als mit den eben vernommenen. Die Herren aber, die ihm gegenüberstanden, verkannten und überhörten die Wahrheit nicht, sondern widerstrebten ihr aus Grundsatz, und verschlossen sich ihr wider besseres Wissen und Gewissen. Das aber ist dämonisch, teuflisch, und grenzt an die „Sünde wider den heiligen Geist.“ Mit Recht schilt sie darum der Täufer ein „Ottergezucht“, eine „Höllnbrut“, und fährt dann mit tiefer Beziehung fort: „Wer hat euch gewiesen,

dem zukünftigen Zorn zu entfliehen?“ – „Wer“, will er sagen, „veranlasste euch, diesen Bußweg einzuschlagen, der, in Aufrichtigkeit betreten, allerdings an dem zukünftigen Gericht vorüberführt? War es der Geist von Oben? War es der redliche Wunsch, euch Gott zu heiligen?“ – Erschütterndes „Wer“, an dem er ihnen was zu denken gab! Wie eine Leuchtfackel schleudert er dieses „Wer?“ in die verhüllten Tiefen ihres Innern hinab. Mit diesem „Wer?“ beginnt er bereits sie auf das empfindlichste zu richten.

„So bringet nun rechtschaffene Früchte der Buße!“ spricht er weiter. Also auch ihnen sind die Tore zur Rettung noch geöffnet. Aber Buße, Buße, deren Aufrichtigkeit in den Erweisungen eines erneuerten Lebens sich bewährt, ist die unerlässliche Bedingung, die mit nichts anderm zu ersehen ist. – „Gedenket nur nicht, bei euch zu sagen: Wir haben Abraham zum Vaters!“ Dies gilt in der Wage des Heiligtums gleich Null. – „Ich sage euch,“ beteuert der ernste Mann, unbekümmert, ob er damit dem Ohr eines Juden nach dem Fleische etwas Ungeheuerliches sage, „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken“, d. h.: „Die leibliche Abstammung von dem Vater der Gläubigen hilft euch nicht; sondern die Kinder Abrahams, denen die Verheißungen gelten, sind allein diejenigen, auf die sich Abrahams Geist vererbte; und solche erwecket sich der Gott der Gnade auch außerhalb der Stammlinie eures großen Ahnherrn, ja, wenn er will, aus dem verworfensten und sprödesten Material: aus Zöllnern und Sündern, aus Samaritern und Heiden.“ – Nicht wahr, für uns ein tröstliches Adventswort dies? Eine Hoffnungsmorgenröte geht darin auf, nicht über den Söhnen und Töchtern der Wildnis allein, sondern auch über den Verkommenen, die uns in der Heimat umgeben, und in denen wir das christliche Bewusstsein bis auf die letzten Fasern verrottet sehen. – Doch auch die Geduld des Allmächtigen hat ihre Marke. „Mit eurer Judenherrlichkeit“, ruft Johannes, „neigt sich's zu Ende! – Die Axt ist schon den Bäumen an die Wurzel gelegt.“ – Ja, sie war's in der Tat. Wer offene Augen hatte, konnte sie schon blinken sehn. Nicht vier Jahrzehnte mehr, da hab sie sich auf, und unter ihren Schlägen krachte, mit der heiligen Stadt, Jerusalem, zugleich der stolze Baum des verstockten Israels zu Boden. Das „Volk der Wahl“ stand da, wie es uns heute noch begegnet: „ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Säule, ohne Brustbild und ohne Theraphim“, ein Hohn der Leute, ein Fegeopfer aller Welt. Der Löwe Juda war geworden zum „ewigen Juden.“ – „Welcher Baum nicht gute Frucht bringt, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ – Dies die Grabschrift, die der ernste Herold dem unglückseligen Geschlecht auf seinen Denkstein schreibt.

Wir verstehen, was in den Worten des Täufers auch uns gesagt ist. Gedenken nur auch wir nicht, bei uns zu sagen: „Wir haben ja Luthern, oder Zwingli, oder Calvin zum Vater;“ noch: „Wir wurden ja getauft, gehören der evangelischen Kirche an und leben nicht eben heidnisch; warum sollten wir nicht mit Frieden fahren?“ – Nein, Buße, „rechtschaffene Frucht der Buße“ heißt die erste Forderung, mit welcher Gottes Reich auch an uns herantritt; und wo diese fehlt, frommt uns aller moralische Schmuck, alle christliche Schminke nicht. Der Lüge entsagen, ernüchtern vom Rausch des Selbsttruges, ablassen vom Spiele mit der Sünde, die Sünde wägen, wie sie Gott wagt, in unsrer tiefen Gottentfremdung uns erfassen, dem Schwert der Selbstverdammung Haupt und Seele neigen; und dann, das Herz zerreißend, nicht bloß die Kleider, nach Gnade hungern, wie ein Verschmachtender nach Brot, und um Erbarmen schreien, wie ein Erstickender nach Luft: das, das ist es, was nach dem Zeugnis des ganzen Wortes Gottes vor allem und zuerst uns Not tut. Brüder, auch uns liegt die Axt

schon an der Wurzel. Ehe wir's uns versehen, wird sie sich heben. Salvieren wir uns, so lange unser Auge noch sieht, unser Ohr noch hört, und unsre Hände sich noch falten können! – Noch einmal aber sei's gesagt: Keine andre Brücke führt ins Reich des Herrn und zu seinem Frieden, als die tränennasse des Selbstgerichts. Immer noch geht Johannes dem Lebensfürsten voran. Des letztern Gnadengruß wird erst vernommen, wo jener die Riegel sprengte, und die Wege bahnte.

2.

In der Tat, mit großem Ernst tritt das Reich Gottes in die Welt herein, und an jeden Einzelnen heran. Dieser Ernst aber offenbart sich ferner in der Hoheit des sittlichen Strebeziels, welches es uns vorhält. Es begnügt sich nicht mit einer halben, oberflächlichen oder gar nur äußerlich aufgetragenen Sittlichkeit; sondern sittlich Gründliches, Kernhaftes und Ganzes will's in seinen Bürgern sehen. Hört den Herold: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße“, spricht er, „der aber nach mir kommt, ist stärker, denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin, die Schuhe zu tragen: der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ Johannis Beruf war's, mit seiner Wassertaufe die Erlösung der Sünder nur einzuleiten. Er weckte in ihnen das Bewusstsein ihrer Schuld, befreite ihr Gewissen aus den Banden des Selbstbetrugs und der Lüge, und nahm ihnen mit dem reumütigen Bekenntnis ihrer Sünde und Hilfsbedürftigkeit das Gelübde einer einzuschlagenden neuen Lebensrichtung ab.

Hierin aber ging die Wirksamkeit des Täufers auf. Mit Wasser kam er; aber nicht zugleich, wie der Erhabene, den er verkündete, mit Blut und Geist. Wir sind aber noch lange nicht, was wir sein sollen, wenn wir den Stab über uns brachen, Vergebung erlangten, und unsern Wandel vom Unflat der Sünde reinigten, womit er bisher befleckt erschien. Das uns vorgesteckte Ziel steht ferner und höher. Dahin soll's mit uns kommen, dass das Gesetz Gottes uns ins Herz geschrieben, und uns die Vollbringung des göttlichen Willens in gleicher Weise zur andern Natur geworden sei, wie dem veredelten Baume es zur andern Natur ward, nur gute Frucht zu bringen. Der paradiesische Zustand soll sich in der Art in uns erneuern, dass wir eben so leicht, jedoch aus freier Bewegung, nur das Gott Wohlgefällige wollen und tun, wie die Sonne ihr Licht ausstrahlt, und die Blume ihre Düfte haucht. Solch' Erneuerungswunder wirkt aber nur in uns der heilige Geist. In seinem Feuer allein vollzieht sich diese Phönixwandlung. Christus tauft mit jenem Geiste die Sünder, und, frei geworden vom Dienste des vergänglichen Wesens, lichten sie den Anker ihrer Begierden von der Küste dieser Welt, und „ihr Wandel ist im Himmel.“ Gott ward ihre Lust, sein Wohlgefallen ihr Leben, seine Gemeinschaft ihr Paradies, seine Winke die Motive ihres Tuns; die reine Liebe die Königin in ihrem Herzen, der Glaube der stützende Stab in ihrer Hand, die Hoffnung der ermutigende Engel zu ihrer Seite, und das Wort des Lebens mit seinem Rat und seinem Troste ihre unvergängliche Speise und ihr Trank. Mit seinem Geiste tauft der Herr, da bezeugt

ein Petrus: „Es ist uns alles geschenkt, was zum Leben und zur Gottseligkeit dient;“

ein Paulus: „Ich lebe nun, doch nicht ich, sondern Christus lebet in mir;“

ein Johannes: „Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebet;“ und alle rufen mit

Asaph: „Herr, wenn wir nur Dich haben, so fragen wir nichts nach Himmel und nach Erden!“

Der Herr tauft mit seinem Geiste, da frohlockt

ein Hiob auf den Trümmern seiner Habe: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ da achtet

ein Moses die Schmach Christi für größeren Reichtum, denn die Schätze Ägyptenlandes; da wird

ein Josua vermöge seiner geheiligten Persönlichkeit für das ganze Volk zu einem lebendigen, weithin leuchtenden Gesetz, und

ein Daniel ist Wert geachtet, von dem Herrn ein „liebwerter Mann“ genannt, und mit dem Zuruf: „Fürchte dich nicht, Friede sei mit dir, und sei getrost, sei getrost!“ begrüßt zu werden.

Ein Ignatius spricht da in dem Momente, als reißende Löwen ihn zerfleischen sollen: „Herrlich ist's, unterzugehen der Welt zu Gott hin, damit ich aufgehe zu seiner Anschauung!“

Ein Polykarp, der den Rat, er möge sich durch Verleugnung Christi das Leben erkaufen, mit den bekannten Worten zurückwies: „Sechs und achtzig Jahre habe ich Ihm gedient, und nie hat er mir Übles getan: wie könnte ich denn fluchen meinem König und Heiland?“ rechnet sich's zur höchsten Freude und Ehre, dem Herrn, nachdem er Ihm längst seine Seele geweiht, zuletzt auch seinen Leib auf dem Altare des Scheiterhaufens opfern zu dürfen.

Würdig jener Alten entgegnet in neuester Zeit ein bekehrter Neger unter den grausamsten Misshandlungen, die er erleidet, seinem europäischen Peiniger auf dessen Frage, was ihm nun sein Jesus helfe: „Euch vergeben, Massa!“ – Ein anderer verpflegt einen hochbejahrten Mitsklaven, nachdem sein Herr denselben auf jenes eindringliches Bitten bei einem Sklavenhandel mit in den Kauf genommen, auf das zärtlichste, indem er nicht allein Hütte, Speise und Trank mit ihm teilt, sondern ihm auch sein Lager abtritt, und, wenn es kühl ist, ihn an die Sonne, wenn es heiß, ihn in den Schatten der Kokuspalme trägt. Und wie über diese seine aufopfernde Liebe sein Herr die Frage an ihn richtet: „Der Alte, den ich auf deinen Wunsch in meine Pflanzung aufnahm, ist wohl dein Vater?“ lautet seine Antwort: „Nein, Massa!“ – „So denn dein Bruder?“ – Er: „Nein!“ – „Dann gewiss dein Oheim oder Freund?“ – Er: „Nein, nein!“ – „Aber so sage, wer ist er denn?“ – „Mein Feind“, erwidert der Schwarze. „Als Sklavenjäger hat er mich einst verkauft. Gottes Wort aber sagt mir: Wenn deinen Feind hungert, so speise, wenn ihn dürstet, so tränke ihn; und Jesus: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan!“

Seht, Brüder, das sind einzelne Schimmer derjenigen Gesinnung, die der Geist des Herrn in Menschenherzen pflanzt. Ein wesentlich anderer wird durch ihn der Mensch, als er auch bei der sittlichsten Ausbildung, von Natur ist. Ja der Welt seiner Vorstellungen von dem, was gut und böse, was schön und verächtlich sei, geht eine große gründliche Umwandlung vor. Aber nicht auf seinen Begriffskreis nur beschränkt sich die Reform; auch seine Wünsche und Begierden lenken in neue Bahnen ein. Ja das ganze bewegende Triebwerk seines Wollens und Tuns wird ein anderes. Das Prinzip oder der Quellpunkt seiner Lebenstätigkeiten ist fortan – die Liebe Gottes.

Ihr überzeugt euch somit, wie von dem Reiche Gottes auch darum mit vollem Rechte ein Kommen mit hohem Ernste ausgesagt werden mag, weil das seinen Anforderungen noch nicht entspricht, dass der Wandel des Menschen sittlich sauber und geschmückt erscheine; sondern weil das Ziel, das es dem gefallenen Adamssohne vorsteckt, eine durchgreifende sittliche Umgestaltung und Neugeburt, eine Wiederherstellung seines ganzen Wesens nach dem Bilde Gottes, kurz, eine den innern und äußern Menschen durchdringende Heiligung aus einem Stück und Gusse ist.

Wenn Johannes von Christo, dem Könige des Himmelreichs, bezeugt, Er werde mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen, so ist das „Feuer“ schwerlich nur als Eigenschaftsbezeichnung des Geistes aufzufassen. – Vielmehr scheint unter dem „Feuer“ hier ein Zweites verstanden, womit der Herr die Sünder taufen werde, und zwar dasselbe, was Er im Auge hat, wenn Er Mark. 9,49 spricht: „Ein jeglicher (der nämlich Gotte zu einem angenehmen Opfer werden soll,) muss mit Feuer gesalzen werden.“ Hier bedeutet das „Feuer“ Anfechtungen, Trübsale und Schmerzen, welche die Ertötung des alten Menschen fördern, dem neuen dagegen zur Entschränkung aus den Welt- und Fleischesbanden helfen. – Keiner der Seinen wird mit dem Kreuz verschont. „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt“, heißt die Inschrift über seines Reiches Pforte, „und folget mir nach, kann nicht mein Jünger sein.“ – „Er wird sitzen“, sagt der Prophet, „und die Kinder Levi reinigen und läutern, wie Gold und Silber. Dann werden sie dem Herrn Speisopfer bringen in Gerechtigkeit.“ – Ja, wann schlägt die Sehnsuchtsflamme nach der Himmelsheimat am hellsten auf? Wann sinkt die Herrlichkeit der Welt am tiefsten doch im Preise? Wann wird der Geist am klarsten seiner ewigen Bestimmung sich bewusst? Wann klammert sich das Herz am festesten an den lebendigen Gott, den Felsen seines Heils? Wann erschließen sich am reichlichsten die holden Blüten der Demut, der Sanftmut, der Versöhnlichkeit und des Verzeihens? Wann steigen die innigsten und kindlichsten Gebete aus des Herzens Tiefen himmelan? Wann wird das Evangelium des Friedens am freudigsten begrüßt, und die Gnade Jesu Christi am lautesten gepriesen? – Ist's nicht, wann sich den Gläubigen die Sonne der Erdenfreude neigt, und „am Abend das Weinen bei ihnen einkehrt?“ – „Jedes Opfer muss mit Salz gesalzen werden.“ So alle die, welche dem Herrn angehören, mit Schmerz und Trübsal. Dies ist die Feuertaufe, die der Herr mit der Geistestaufe eint; und auch darum, weil sein Reich immer mit dem Kreuze kommt, reden wir von einem großen Ernste, mit dem es komme.

3.

Endlich aber reden wir davon auch aus dem Grunde, weil jenes Reiches Kommen allezeit von verhängnisvollen Sichtungen begleitet wird, und noch verhängnisvollere für die Zukunft in Aussicht stellt. „Er hat,“ – ruft der Herold – „seine Wurfschaufel in der Hand, und wird seine Tenne fegen, und den Weizen in seine Scheunen sammeln; aber die Spreu wird er verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.“ – Eine „Wurfschaufel,“ die Spreu und Weizen auseinander wirft und scheidet, ist schon das Evangelium selbst. Wo dasselbe klar und mit Leben verkündet wird, ist's seine Art, Entscheidungen hervorzurufen, und in deren Folge Sonderungen herbeizuführen, in welchen schon die große zukünftige der „Böcke“ von den „Schafen“ ihr Vorbild findet. Jedenfalls wirksam und immer die menschliche Gemütswelt bewegend, stimmt's für oder wider sich, entzündet's Liebe oder Hass, bewirkt's Befreundung oder Feindschaft, erweicht's, oder

verhärtert's und verstockt's die Herzen. Spurlos durchzieht's das Lager, in das es eintritt, nie. Der Sonne gleich zeitigt's die edle Frucht, und brütet's die Basiliskeneier aus. Es wird, wie der Apostel sagt, den Einen „ein Geruch des Todes zum Tode“, den Andern „ein Geruch des Lebens zum Leben.“ Entsetzliches Unglück, das einzige Heilmittel für Zeit und Ewigkeit sich in einen Gifttrank verkehrt zu sehen, an dem man ewig sterbe! Behüte Gott vor solchem Schauerlos uns alle!

Johannes redet jedoch an unserm Orte nicht sowohl von den Sichtungen, die schon mit der Predigt des Evangeliums selbst verknüpft sind, als vielmehr von denen, die in Zukunft über die ganze Herde ergehen werden, die durch das Evangelium gesammelt ward. Er deutet zunächst auf die schwere Prüfung hin, die der jungen Christenheit zuerst durch die unerwartete Wendung, die das Leben ihres Meisters nehmen sollte, dann in dem jüdischen Verfolgungsturm, und zuletzt in der Zerstörung Jerusalems bevorstand. Aber sein Blick fährt noch viel weiter hinaus, und ruht zugleich auf der großen Versuchungsstunde, die der zweiten Zukunft des Herrn vorhergehen wird, und in welcher Wetter der Anfechtung, Glutwinde des Zweifels und Widerspruchs, und Stürme der Verfolgung über die Kirchentenne hereinbrechen werden, wie sie sie bis dahin noch nicht erfahren haben wird. Der Herr wird diese Stürme brausen lassen, ob auch der Fürst der Finsternis sie erregte, und wird in sie seine Wurfchaufel verkleiden, und überall das Echte vom Gefälschten sondern. Wenn es da zur Kirche heißen wird: „Du hinderst uns, alter, morscher Bau, drum stütze;“ – zum Christentum: „Brich, Hemmschuh an den Rädern der neuen Zeit, die der Welt nun endlich die Freiheit bringen soll;“ – zu den Christen: „Schwört euern längst überwundenen Glauben ab; oder seid ausgerottet aus der Gesellschaft des bessern Äon!“ – was wird's da unter dem Andrang kräftiger Irrtümer und dämonischer Verblendungskünste werden? Ach, werden nicht Wolken von Spreu dann in die Lüfte wirbeln, und Tausende demselben Urteil verfallen, das einst durch des Apostels Mund den Demas traf: „Demas hat mich verlassen, und diese Welt lieb gewonnen?“ – O, beten wir zu dem Gott aller Gnade, dass Er uns „vollbereite, stärke, kräftige, gründe.“ Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, ist jene Sichtungsstunde nahe herbeigekommen. Ja, wie atmen schon etwas von ihrer versucherischen Luft. Doch wird auch sie noch nicht die Stunde der schließlichen Entscheidung sein.

Diese fällt mit der der Wiederkunft Christi zum Weltgericht in eins zusammen. Da wird Er „Jerusalem mit Leuchten durchsuchen“ und mit seinem Flammenauge „Herz und Nieren prüfen.“ – Bestehen wird da nur vor Ihm, was als Werk des heiligen Geistes erfunden wird. „Spreu“, dem „unauslöschlichen Feuer“ geweiht, ist nicht der Unglaube bloß, sondern auch alles Schein – Christentum, wie immer es auch geleißt auf Erden.

Nicht wahr, Geliebte, ein gewaltiger Ernst, der die Erscheinung des Reiches Gottes in der Welt begleitet? Schaffen wir denn um so mehr mit Furcht und Zittern, dass wir das Bürgerrecht in ihm erlangen! Allerdings ist's schwer, in Gegenden und an Orten sich bekehren, wo der entschieden Gläubigen nur ein geringes, schwimmendes Häuflein ist, während die Menge „Friede, Friede“ ruft, „es hat nicht Gefahr,“ und sichern Schrittes, wenn auch mit Anstand, die „breite Straße“ wandelt. Die öffentliche Meinung übt große Macht. Aber gedenket an Lot, der mit seinem Glauben wider den Strom von Hunderttausenden anschwamm, und alleine – Recht behielt, indem er gerettet wurde; während die Hunderttausende des Tales Siddim zu Grunde sanken und verloren gingen. Lasst doch durch kopfschüttelnde „Majoritäten“ euch nicht imponieren, was

für berühmte Namen, hohe Titel, oder glänzende Ehrensterne aus ihnen euch auch entgegenklängen und entgegenblitzten. Ist nicht Christus über allen? Sein und seiner Apostel Wort wird sie sämtlich zu seiner Zeit zu Schanden machen. Überdies fehlt's ja auch Gottlob! an Gegenden nicht, wo das geistliche Leben frischere Wellen treibt, als hier. Ihr lieben Soldaten, die ihr vom Niederrhein, aus dem Ravensbergischen oder auch aus einzelnen Teilen Pommerns hierher gekommen seid, habt ja bessere Zustände der Kirche gesehen, und in größeren Kreisen lebendiger Christen geatmet, als sie euch jetzt umgeben. Sehet euch vor, dass, was ihr an fürstlichen Lebenskeimen in euerm Innern aus der Heimat mit hierher gebracht, die Luft der Fremde euch nicht ersticke noch verkümmere. Bewahret vielmehr, was ihr habt, und lasset euch niemand eure Krone nehmen

Ihr anderen aber vernehmet noch einmal des Täufers Johannes Wort: „So bringet nun rechtschaffene Früchte der Buße. – Die Axt ist schon den Bäumen an die Wurzel gelegt. Welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. – Ich taufe euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, ist stärker als ich, – und tauft mit dem heiligen Geiste und mit Feuer. Er hat seine Wurfschaufel in seiner Hand, und wird seine Tenne fegen, und den Weizen in seine Scheunen sammeln; aber die Spreu wird er verbrennen mit unauslöschlichem Feuer!“ – Schreibe der Geist des Herrn uns diese Worte mit Flammenschrift ins Herz, und mache Er auch aus uns etwas, das da tauge für die Himmelscheunen unseres Gottes!

Amen

IV.

Johannes ist nicht Christus.

*Predigt über das Evangelium des vierten Adventssonntages, gehalten den 9. Dezember
1855*

Johannes 1,19 – 28

Und dies ist das Zeugnis Johannis, da die Juden sandten von Jerusalem Priester und Leviten, dass sie ihn fragten: Wer bist du? Und er bekannte, und leugnete nicht; und er bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn, dass wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben? Was sagest du von dir selbst? Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Richtet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jesajas gesagt hat. Und die gesandt waren, die waren von den Pharisäern; und sie fragten ihn, und sprachen zu ihm: Warum taufest du denn, so du nicht Christus bist, noch Elias, noch der Prophet? Johannes antwortete ihnen, und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet. Der ist's, der nach mir kommt, welcher vor mir gewesen ist, des ich nicht wert bin, dass ich seine Schuhriemen auslöse. Dies geschah zu Bethabara, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.

So tönt uns denn wieder die „Stimme aus der Wüste“ an. Wie, dass wir nicht mit Freuden unser Ohr ihr leihen sollten? Ist sie doch der Nachtigallenschlag, der den Frühlingsanbruch des Reiches Gottes verkündigt; und wer ward jemals selig, der nicht den heilbringenden Wendepunkt seines Lebens von dem Augenblicke herschreiben konnte, da jene Stimme den Weg zu seinem Herzen fand? Johannes ist und bleibt der Mann des Advents, der Herold der Gnade, der Morgenstern vor Aufgang der „Sonne der Gerechtigkeit.“ Immer noch bereitet er Christo den Weg: denn Selbstgericht und Buße vorab; und dann erst Absolution und Friede!

Wir begegnen dem ernstesten Manne heute in einem anziehenden und bedeutungsvollen Moment. Es umgibt ihn eine vom hohen Räte in Jerusalem an ihn abgeordnete, aus Priestern und Leviten bestehende, Gesandtschaft, welche in amtlicher Form ihn fragen soll, ob er Christus, der erwartete Messias und wenn etwa nicht, wer dann er sei. Johannes dient den hohen Herren, die sämtlich dem Pharisäerorden angehören, mit einem klaren unzweideutigen Bescheid, dessen Kern ist: „Nein, ich bin nicht Christus!“ – Diese unumwundene und bestimmte Antwort ist auch heute noch von nicht geringem Belang. Ja wiefern? Weil sie

1. Unzählige in der heutigen Christenheit überführt, dass sie einen falschen Christus haben, und weil sie sodann
2. über die Person und das Amt des wahren Christus uns ein helles Licht verbreitet.

Das Eine wie das Andere euch näher nachzuweisen, sei die Aufgabe unserer heutigen Adventsbetrachtung, welche Gott mit reichem Segen krönen wolle!

1.

Selten werdet ihr in eurer Umgebung auf Leute stoßen, die es euch nicht ernstlich übel nehmen würden, wenn ihr ihnen absprechen wolltet, dass sie Christen seien. Alle nehmen diesen Namen für sich in Anspruch. Alle geben vor, dass sie ebenso wohl, wie irgend jemand, ihren Christum hätten und in Ehren hielten. Ja, sie haben ihren Christum. Wir bestreiten dies nicht. Aber wer ist der Christus, den sie den Ihren nennen? Ist's in der Tat der vom Himmel gekommene, und nicht vielmehr – Johannes der Täufer, und wenn nicht Johannes selbst, so doch seines Gleichen einer? – Seltsam nimmt sich aus, was ich da sage. Aber entspricht nicht Johannes vollkommen dem Bilde, das sie sich von Christus machen? Ich behaupte: ja; und hoffe euch zu nötigen, meine Behauptung zu besiegeln.

Wir laden im Geiste einen Parteigänger jener neueren Glaubens- oder vielmehr Unglaubensschule vor, welche sich rühmt, die Vermittlungsbrücke zwischen Vernunft und Glauben entdeckt und das Christentum „mit der modernen Bildung in Einklang gebracht“ zu haben. Der sogenannten „Denkgläubigen“ einen zitieren wir. Befindet sich ein solcher in unserer Mitte, so trete er hervor, und stehe uns Rede und Antwort auf unsere Fragen. Sage an, Freund: wer ist dein Christus? – „Ein Gesandter Gottes“, sprichst du. – Wohl; aber das ist Johannes auch. Oder lasest du nie, was Joh. 1,6 geschrieben steht: „Es ward ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes?“ – Doch weiter! Wie sieht dein Christus aus? – „Er ist ein sittenreiner Mensch!“ – Schön; aber entdecke, wenn du kannst, an Johannes auch nur einen Fleck und Mangel! Enthaltensam nach allen Seiten hin, den Lüsten des Fleisches abgestorben, und abgesondert von der argen Welt verlebte er seine Jugendjahre in einem ununterbrochenen Umgange mit Gott, und erwuchs, genährt mit der Milch des göttlichen Wortes, zu einem Menschen, auf dem das volle Wohlgefallen Gottes ruhte. Als er dann den Schauplatz seiner öffentlichen Wirksamkeit betrat, wie treu erwies er sich in alle dem, was er als seinen Beruf erkannte! Wer stand je in seinem ganzen Wesen und Wandel lauterer und wahrhafter da, als er? Wer ließ sich das Elend seiner wahnnumstrikten Brüder tiefer zu Herzen gehen? Wer entbrannte feuriger für deren Heil und Rettung? Es wird dir schwer werden, irgend Einen mir zu nennen.

Du preisest deinen Christus als ein Tugendvorbild. Würdest du aber fehlgehen, wenn du in die Fußstapfen Johannis trätest? Kann man gewissenhafter und gottesfürchtiger sein, als der Mann es war, welchem Jesus von Nazareth das glänzende Zeugnis gab, dass „von allen, die von Weibern geboren seien, keiner ihm verglichen“ werden könne? Ja gedenkst du nicht daran, dass derselbe Jesus von ihm sagte, er sei mehr, denn ein Prophet? Und sieh nur, mit welcher aufrichtigen Demut Johannes die Fülle seiner sittlichen Vortrefflichkeiten krönt, indem er sich unverholen für unwert erklärt, dem Erhabenen aus Nazareth auch nur die Riemen seiner Schuhe aufzulösen. – „Aber mein Christus“, höre ich dich sagen, „ist der Lehrer der Welt, der Meister der Weisheit, der

Mund der Wahrheit!“ – Ich bestreite dies nicht. Aber was lehrte er, das nicht auch Johannes, dieses „brennende und scheinende Licht“, wie ihn der Sohn Marias nannte, gelehret hätte? Verkündete Johannes nicht denselben Gott? Pries er ihn nicht auch als den erhabenen Geist, der im Geist und in der Wahrheit anzubeten sei? Predigte er nicht gleichfalls von diesem Gotte, dass Er nicht bloß sei der Juden, sondern aller Völker Gott; und stellte nicht auch er diesen Gott als einen Gott der Liebe und Erbarmung dar, bei welchem, auch für die größten Sünder, wenn sie nur Buße taten, viel Vergebung sei? Und die Moral, die er predigte, lässt sie irgend etwas zu wünschen übrig? Gedenke seiner Ermahnungen an das Volk: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem ab, der keinen hat, und wer Speise hat, tue auch also“; – dann an die Zöllner: „Fordert nicht mehr, denn euch gesetzt ist“; dann an die Kriegersleute: „Tut niemandem Gewalt noch Unrecht, und lasset euch begnügen mit euerm Solde“; und endlich wieder an alle: „Bringet rechtschaffene Früchte der Buße, und lasset euch mit Geist und Feuer taufen!“

Was hast du an dieser Sittenlehre und ihren Prinzipien auszusetzen? Können sie hehrer und reiner sein, als sie sind? Von bloßen Zeremonien, von äußerlichem Werkdienst und Tugendaufputz mag auch er nicht wissen, sondern will, dass alles von innen herausgeboren werde. Durch und durch will er den Menschen geheiligt sehn, in seinem Innern eins mit dem göttlichen Gesetz, und zur Vollbringung des Willens Gottes von keinem andern Motiv getrieben, als von dem der selbstverleugnenden reinen Liebe. Das war Johannes, und so ging auch er mit seiner Lehre wie mit seinem Leben schnurstracks, der Wahrheit sich bewusst, wider die ganze sittliche Anschauungsweise seiner verblendeten Zeitgenossen an.

„Aber mein Christus“, führst du fort, „starb für seine Überzeugungen, und besiegelte, was er gepredigt, freudig mit seinem Blute!“ – Als hätte Johannes das nicht auch getan! Vergaßest du, wie er dem Herodes gegenüber trat? O dieser Heldenmut der Liebe! Allein in der Hoffnung, dass es ihm gelingen werde, die Seele dieses armen in Sünde verstrickten Königs noch zu retten, hält er ihm, nicht unkundig der Gefahr, der er sich dadurch bloßstellt, seine Sünden vor, und opfert diesem Dienste der Erbarmung Freiheit und Leben. Was fehlt also diesem großen Manne noch, um deinem Christusbilde völlig zu entsprechen? Ich meine, nichts. Denn dass Johannes nicht von Oben war, sondern von der Erde, und dass er nicht Wunder tat, noch von den Toten auferstand, noch gen Himmel fuhr, noch auf den Thron des Weltregimentes sich emporschwang: dieses alles unterscheidet ihn von dem Christus, der in deiner Vorstellung lebt, nicht im geringsten; denn auch dieser ist ja nur ein Menschenkind, und tat Wunder nur in der Phantasie der Leute, nicht in der Wirklichkeit; und erwachte nur von einem Scheintod, nicht vom wirklichen, und regiert auch nicht die Welt, sondern ist ein großer Sittenlehrer, ein Solon, ein Lykurg, ein Sokrates, in etwas höherer Steigerung, und nichts weiter. Erkennest du nun, dass du bei Licht besehen nicht sowohl ein Christusjünger, als vielmehr ein Jünger Johannis bist? Denn in der Tat ist dein Christus nicht wesentlich mehr und größer, als der „andere Elias“, der dem wahren Christus nur den Weg bereitete. Nun liegt es aber klar zu Tage, dass du einen falschen Christus hast: denn Johannes, über den sich dein Christus nicht erhebt, bezeugt von sich ausdrücklich und bestimmt: „Ich bin nicht Christus, sondern nur vor Ihm hergesandt!“

2.

Wodurch unterscheidet sich denn der wahrhaftige Christus von Johannes? Er ist von diesem nicht nur dem Grade, sondern dem Wesen, nicht nur der Quantität, sondern der Qualität nach verschieden. Nicht darin besteht der Unterschied, dass Christus nur in einem höheren Maße dasselbe ist, vermag, und in Besitz hat, was Johannes; sondern darin, dass Er ein wesentlich anderer ist, wesentlich anderes kann, und wesentlich anderes darzureichen hat, als sein Herold und Bahnbereiter. Hören wir den letzteren reden, und nehmen wir des hellen, reinen Lichtes wahr, welches wir aus seiner merkwürdigen Antwort an die Priester und Leviten über den wahren Christus sich verbreiten sehn.

Der erste Strahl dieses Lichtes fällt auf Christi Person. Nein, Christus ist nicht von der Erde, wie Johannes. „Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste“, hören wir diesen sagen, „die da rufet: Richtet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jesajas gesagt hat.“ – Hörst du? „Dem Herrn“, spricht er, „richtet den Weg.“ „Dem Herrn!“ Das ist ein Majestätstitel; die Bezeichnung eines Übermenschlichen.

Und welches Erhabenen Bezeichnung, das deutet der Fingerzeig auf die Weissagung des Propheten an, der den, welchen Johannes im Auge hat, als den „Immanuel“, den „Krafthelden“, den „Ewig-Vater“ und „Friedensfürsten“ aufführt.

Doch der Täufer spricht seine Anschauung noch bestimmter aus. „Er ist schon mitten unter euch getreten“, bezeugt er, „den ihr nicht kennet, und welcher vor mir gewesen ist.“ – „Vor mir gewesen!“ Was heißt das? – Deutlicher bezeichnet er's Joh. 3.31, indem er spricht: „Der von oben her (d. i. vom Himmel) kommt, ist über alle. Wer von der Erde ist (wie ich), der ist von der Erde, und redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über alle, und zeuget, was er gesehen und gehöret hat.“ Ein gewaltiger Gegensatz also; eine unermessliche Kluft! Johannes existierend, seitdem er geboren ward; Christus vor seiner menschlichen Geburt schon da, und zwar persönlich im Schoße seines Vaters. Johannes nach dem gewohnten Laufe der Natur aus der Stammlinie des menschlichen Geschlechts entsprossen; Christus aus freier Bewegung vom Himmel herab gekommen, um in unser Fleisch und Blut sich zu verkleiden. Johannes ein geborener Bürger dieser Erde, in gleicher Weise, wie wir alle; Christus ein Gast und Fremdling unter uns staubgebornen Erdenbürgern. – Johannes ein Menschenkind, des Zacharias und des Elisabeth Sohn; Christus als Gottmensch von der Jungfrau geboren, und der lebendige Gott allein sein Vater. Nicht wahr, jetzt begreift man des Täufers Wort: „Ich bin nicht wert, Ihm die Schuhe nachzutragen!“ – Dem er den Weg bereitet und die Herberge bestellt, der ist kein Geringerer, als der wesensgleiche Sohn des Allmächtigen von Ewigkeit her.

Ein Solcher aber musste Er auch sein, sollte das Werk zu Stande kommen, dessen Vollführung es eben galt. Einen Solchen forderte unser dringendstes Bedürfnis. Wir waren verloren, war Er ein Geringerer. Bedurften wir des Lichts, so wissen wir, dass auch der Weiseste der Erdensöhne fehlbar ist. Untrügliches über die ewigen Dinge konnte uns nur einer bringen, der im Schoße des Vaters war, und von sich sagen durfte: „Wahrlich, wahrlich, wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben.“ – Aber unendlich dringender, als Aufschluss und Licht tat ein anderes uns Not; und dieses andere hieß: Gnade. Der Gott der Gerechtigkeit aber sollte sündige Geschöpfe behandeln, als wären sie heilig, und Missetäter in Huld begegnen trotz seines majestätischen Gesetzes, trotz seines unwiderruflichen Fluchworts, ausgesprochen wider

die Übertreter desselben, und trotz seiner unwandelbaren Haus- und Reichsordnung, laut welcher auf seinem heiligen Berge nur wohnen sollen, die „unbefleckte Hände“ haben?!“ – Wahrlich, dies wäre ein Widerspruch, in welchem Gott sich selbst begraben, und zum Nicht-Gott werden würde! Versöhnung, Vermittlung hieß das schreiendste Bedürfnis der sündigen Menschheit; und in der Vollziehung dieses Vermittlungswerkes bestand die alles menschliche Vermögen, und auch dasjenige eines Johannes himmelweit übersteigende Aufgabe, welche nur ein Gottgleicher, wie Christus, der eingeborene Sohn, zu lösen im Stande war und wirklich löste. „Siehe“, rief Johannes, „das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“ Und dass Er dies war, das machte Johanns Seele jauchzen; denn Johannes war ein Sünder gleich wie wir, und bedurfte gleich uns der Blutbesprengung und der Sühne.

Wie aber Christus ein wesentlich anderer war und ist, als Johannes der Täufer, und ein wesentlich anderes zu vollführen kam und wirklich vollführte; so hat Er auch wesentlich anderes uns anzubieten und darzureichen. Johannes hat Gesetz; aber Christus hat auch Gnade für die durch das Gesetz Verdammt. Wahrheit hat Johannes, wir leugnen's nicht; aber Christus hat auch Frieden für die, welche die Wahrheit zu Boden schmetterte. Nur Wasser hat Johannes, mit dem er tauft. Er spricht davon selbst als von einem Geringen. Wir bedürfen einer umwandelnden und wiedergebärenden Feuertaufe. Mit dieser aber tauft nur Christus. Johannes naht uns lediglich mit der niederschlagenden Ankündigung, wir seien tot in Sünden und der Erweckung bedürftig. Christus bringt uns das Leben, wie Er selbst das Leben ist. Diejenigen unter uns, denen Christus zu einem bloßen Gesetzeslehrer, wenn auch nach der Weise eines Johannes, zusammenschumpfte, haben vor den Heiden keinen Vorzug, als dass sie bei hellem Lampenschein den Weg des Verderbens wandeln, während jene bei Nacht und Nebel. Der wahre Christus erlöst aus jeglichem Jammer, und reißt uns aus der Hölle heraus, um uns, die Erretteten, in das himmlische Wesen zu versetzen.

So wisst ihr denn, was für ein Unterschied besteht zwischen dem wahren, und demjenigen Christus, den eine neuere, dem Glauben abgeneigte Schule, die seichteste, die je dem Evangelium entgegenstand, sich zurecht gemacht hat. Dieser Christus ist nur eine Art Johannes, ein Gesetzesprediger, erleuchteter nur, als die heidnischen. Johannes aber spricht entschieden: „Ich bin nicht Christus“; und sagt damit zugleich: „Es ist's auch keiner meines Gleichen!“ – Zugleich ist euch nun bewusst, wen ihr zur Weihnacht zu erwarten und zu feiern habt. Es ist dies einer, der aus der menschlichen Geschlechtslinie heraustritt, und durchaus nicht weder mit Johannes, noch mit Moses und Jesajas, noch mit sonst einem Weisen der ganzen Welt in Vergleichung kommt. Nach Wesen, Amt, Kraft und Gabe ist Er ein Einzigartiger: „Gott geoffenbart im Fleisch“, der Mensch gewordene, vorweltliche, ewige Sohn des himmlischen Vaters. Nehmt ihr als solchen Ihn nicht auf, so habt ihr keinen Christus, d. h. so seid ihr ohne Mutter, ohne Erlöser, ohne Erneuerer eurer Natur, und ohne Bürgen eurer Seligkeit. Davor aber behüte euch Gott in Gnaden! – O, vergreift euch nicht in der verhängnisvollsten Wahl, die ihr für Zeit und Ewigkeit zu treffen habt. Umfasset den Christus, der im Zeugnispiegel der alten Seher, des Täufers am Jordan, der Evangelisten und Apostel euch begegnet, und lernet mit Simeon jauchzen: „Herr, nun lässest du deinen Diener mit Frieden fahren: denn meine Augen sahen – deinen Heilands!“

Amen

V.

Das gute Zeichen.

Neujahrspredigt gehalten den 1. Januar 1856

Psalm 86,17

Tue ein Zeichen an mir, dass mir's wohlgehe.

Heil, Friede und Segen, geliebte Brüder, zu dem neuen Jahre, dessen erster Morgen uns vor dem Angesichte des Herrn vereinigt findet! Wo anders, als hier, dürften wir doch auch heute uns erfinden lassen, die wir durch dieselbe Gnade noch stehen, welche jenem Feigenbaum im Evangelio auf das vermittelnde: „Lass ihn noch ein Jahr“, des Weingärtners zu Teil ward, und die wir ebenso große Ursache haben, im Blick auf die neuen Verschuldungen, die das vergangene Jahr in seiner Registrande unserm Namen beigefügt, vor Gott uns zu demütigen, als unsern Denkstein aufzurichten, und mit gerührtem Danke auszurufen: „Bis hierher hat der Herr geholfen!“

„Verlass mich nicht, o Gott!“ lautet der Seufzer, mit welchem ich das neue Jahr begonnen habe. Mit derselben Lesung tretet auch ihr es an! Das Beste, was wir heute begehren und einander wünschen mögen, haben wir, wenn jene Bitte uns in Gnaden gewährt wird. Aber ist es denkbar, dass Gott ein Land, dass Er einen Sterblichen verlasse? – Auf die erste dieser Fragen antwortet unter andern jener wüste Fleck der Erde, wo einst die Städte Sodom und Gomorrha prangten, jetzt aber zwischen ewig kahlen Hügeln das tote Meer seine dunkeln Wellen rollt; und auf die andere erteilen euch in ihren Weg Dahingegebene Bescheid, wie Saul, der abgefallene König, Ahitophel, Herodes, Judas und Pilatus. Mich schaudert beim Rückblick auf diese Unglückseligen. O Gott, verlass uns nicht! – Aber ist denn Grund vorhanden zu der Besorgnis, dass Gott uns verlassen könne? Was wird es uns bringen, das neue Jahr? Wie werden wir fahren? Dürfen wir in Hoffnung, oder müssen wir mit Furcht und Bangen zur neuen Jahres-Pilgerfahrt uns gürten? – Es liegt wohl heute keine Frage unserm Herzen näher, als eben diese. Erscheint doch sogar der Wunsch natürlich, dass auf Erden noch Orakel reden, und sibyllinische Bücher offen liegen möchten, wie vor Alters, die uns unsre Zukunft deuteten. Solche Bücher aber, und zuverlässigere, als die verschollenen, sind wirklich noch vorhanden. Sehet auf, hier ist ein solches! Und alle Orakel sind noch nicht verstummt, wie die falschen zu Delphi und Dodona. Immer gibt's noch Zeichen, aus denen mit Gewissheit abzunehmen ist, ob Gutes oder Übles uns in Aussicht stehe. Ein Zeichen der ersteren Gattung, ein Heils- und Segenszeichen, beehrte David, als er betend die Worte unsres Textes zu seiner Harfe sang: „Tue ein Zeichen an mir, dass mir's wohlgehe!“

1. Ob wohl ein solches Friedenszeichen auch in den Zuständen unsres Vaterlandes sich entdecken lasse? Und
2. ob wir, als die Einzelnen, wohl ein solches Zeichen an uns tragen?

Fürwahr, wenn irgend eine Untersuchung für uns von Interesse sein muss, dann sicher diese. Ihr weihen wir diese erste gottesdienstliche Stunde eines neu beginnenden Jahres. Gebe der Herr uns nur erleuchtete Augen, dass wir die Wahrheit erkennen!

1.

Die Frage, ob ein Land zum Segen gezeichnet sei, fällt mit der, ob es Merkmale an sich trage, dass es in der Liebe Gottes ruhe, in eins zusammen. Nun aber meine ich, indem ich von der hohen Warte, auf welche gleichsam der heutige Tag uns erhebt, meine Blicke rund gehen lasse, solcher Merkmale manche zu gewahren, und nicht zu schelten vermag ich den, der da glaubt, heute hoffnungsfroher, als vor einem Jahre noch, unsrer nächsten Zukunft entgegensehen zu dürfen. Das schwarze, mit schauerlichen Ungewittern drohende Gewölk, das vor nicht gar lange noch unsern Horizont umlagerte, scheint sich in der Tat je mehr und mehr zu lichten, und an Stelle so mancher Unheil kündender Meteore tauchen hin und wieder verheißungsreiche Sterne auf. Zwar lese ich in diesen Sternen nicht, dass wir uns für die nächste Zukunft vor jeglicher Berührung der Zuchtrute Gottes gesichert halten dürfen. Finden wir uns doch selbst im gegenwärtigen Augenblick von derselben nicht völlig unberührt. Was ich aber in denselben lese, ist, dass der Herr uns noch nicht verstoßen habe; ja, dass noch „Gedanken des Friedens“ über uns walten und nicht des „Leides.“

➤ Zuvörderst muss es für ein gutes Zeichen gelten, wenn Gott der Herr noch auf die Gebete eines Volkes achtet, und sie mit sichtlicher Erhörung krönt. Nun wisst ihr aber, was es war, um das wir seit zwei Jahren allsonntäglich im Flehen uns vereinten. „Segne“, so sprachen und sprechen wir, „die Ratschläge des Königs, den edlen Frieden zu erhalten, und lenke die Herzen derer, welchen die Führung der Völker durch Deine Hand vertrauet ist, zum Trachten nach Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens!“ – Und siehe, trotz der bestimmtesten Prophezeiungen der Politiker, es werde unmöglich sein, dass wir der Verwicklung in den blutigen europäischen Waffentanz entgingen, trotz des teils gut, teils übel gemeinten Drängens zum Kriege in unserm eignen Vaterlande, ja trotz brennender Versuchungen, die an uns herantraten, das Schwert zu ziehn, um es dann vielleicht in den ersten Jahrzehnten nicht wieder einzustecken, blieb das teure Friedenskleinod uns bis jetzt erhalten; und mit demselben verblieb uns nicht allein, sondern vermehrte sich gar, allen bösen Propheten zum Trotz, die uns gar etwas anderes weissagen wollten, unsre staatliche Würde, unsre politische Ehre, und unser großmächtiger Einfluss im Rat der Völker. Ja, wir sind ein Gegenstand des Neides für die Nationen geworden, die gegenwärtig unter erdrückender Kriegslast seufzen, und das in ferner öder Fremde vergossene Blut ihrer jungen Mannschaft beweinen müssen. Ein Wunder ist's vor unsern Augen, dass wir so gefahren sind und fahren; aber vom Herrn ist's geschehn, der in der Erhörung unsres sonntäglichen Kirchengebetes uns als ein Volk gezeichnet hat, welches Er trotz des Undanks und der Unbußfertigkeit, deren es leider! immer noch zu zeihen ist, noch keineswegs aus seiner Gunst entlassen und verstoßen habe.

➤ Ein gutes Zeichen ist es ferner, wenn einem Volke nach einem Rausche der Verirrung und Verblendung die völlige Nüchternheit zurück kehrt, und ihm über seinen wahren Beruf das helle Licht wieder aufgeht. Denn welche Gott verderben will, die gibt er in ihren verkehrten Sinn und Weg dahin, und spottet ihrer, indem Er sie in ihre eignen Schwerter fallen lässt. Nun dünkt mich aber, dass unser Volk in merklichster Genesung von dem schauerlichen Schwindel begriffen sei, der es vor einigen Jahren einmal erfasste: denn sein Gelüste nach fremdländischen Staats- oder Lebensformen hat bereits eine bedeutende Abnahme erfahren, und augenscheinlich fängt es an, sich wieder mit seinem eignen Maß zu messen, und seine volkstümliche Bestimmung wieder zu begreifen, gemäß der es das erhebende Schauspiel eines Volkes darstellen soll, das, mit seinem angestammten Fürsten wie zu einer Familie verschmolzen, und unter einer weisen Gesetzgebung wahrhaft frei, in Wissenschaft, Kunst und Gewerbefleiß sicheren Ganges vorwärts schreite, und, wie mit seiner ritterlichen Wehrhaftigkeit, so mit seiner Treue, Gediegenheit und Sittenreinheit den übrigen Nationen zum Vorbild diene. Sehe ich hierin nun recht, so strahlt hier also wieder ein Merkmal uns entgegen, dass Gott noch mit uns sei, und unser Volk noch in Seiner Gnadenleitung stehe; und ist dies eine Wahrheit, wie es dies ist, was sollte dann uns hindern, hoffnungsfroh in's geheimnisvolle Dunkel des neuen Jahres hineinzutreten?

➤ Will Gott einem Volke nicht mehr wohl, oder hat Er gar dessen Untergang beschlossen, so gibt Er ihm, wie Salomo sagt, ein „Kind“ zum Fürsten. Gibt Er ihm aber zum Regenten einen Mann, und mehr, als das: einen weisen, ja einen vor andern erleuchteten und hochbegabten, ja obendrein einen gottesfürchtigen, einen christlichen König, und zwar einen christlichen nicht im Sinne der Oberflächlichkeit, sondern im Sinne der Tiefe, d. h. einen solchen, der wirklich Christo als seinem Herrn und einigen Heiland hingegeben ist und lebt, und dies vor aller Welt als seinen höchsten Ruhm bekennt: was müssen wir daraus schließen? Und gesellt Gott, damit seine Gnade überschwänglich sich erweise, diesem Könige auch noch eine wahrhaft landesmütterliche, gleichgesinnte Fürstin bei, und verklärt also den Herrscherthron zugleich zur Schaubühne eines Musterbildes wahrhaft christlichen Ehe- und Familienlebens für das ganze Volk; wer kann dann noch zweifeln, dass er darin ein weithin leuchtend Zeichen und Siegel zu erkennen habe, dass einem solchen Volke Gott noch wohl will. Und o wie herrlich und überschwänglich reich strahlt auch diese Signatur von der Stirn des Volkes uns entgegen, dem wir angehören! – Nein, Brüder, wir sind trotz unsrer vielen Sünden noch nicht zum Schwert gezählet.

➤ Dass Gott mit einem Volke sei, beurkundet sich zum Vierten darin, dass er denen, die im Regimente des Volkes sitzen, dessen geheime Schäden aufdeckt, und zugleich zur Heilung dieser Schäden die rechten Mittel an die Hand gibt. Nun ist aber im Laufe des verwichenen Jahres in unserm Lande eine Reform des öffentlichen Unterrichtswesens, namentlich in den Elementarschulen, angebahnt, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und welche unserm Volke unwidersprechlich eine bessere Zukunft sichert. An die Stelle einer unnützen, nur verwirrenden und zerstreuenden Vielwisserei soll fortan eine einfache, aber gründliche, deutsch-christliche Bildung treten. Es sollen gleichsam die über der Oberfläche eines sandigen Bodens weit auseinander laufenden geistigen Wurzeln unsres Volksbaums zusammengefasst und alle in einen, zwar der Ausdehnung nach beschränkteren, aber wahrhaft fruchtbaren und quellfrischen Erkenntnisgrund versenket werden, damit der Stamm Saft und Mark gewinne, und nicht Wasserloden mehr, noch Blätter nur, sondern kräftige, genießbare und nahrhafte Früchte trage. Es ist diese neue Einrichtung unsrer

Schulpädagogik wohl anfangs schwer verkannt und von gewissen Seiten her sogar als Volksverdummung verschrien worden. Aber schon jetzt sehen die Vernünftigeren aller Länder ein, dass eine Maßregel damit ergriffen sei, die für die Zukunft uns mit Sicherheit ein wahrhaft intelligentes, verständiges und praktisch tüchtiges Bauern- und Handwerkergeschlecht in Aussicht stelle. Man wundert sich jetzt, wie bei dem Ei des Columbus, dass man nicht früher schon auf solche Gedanken geraten sei. Ein Volk aber, dessen Leitern solche Gedanken und Einsichten werden, steht unzweifelhaft noch in Gottes Hut, und hat noch Zukunft in Gottes Augen.

➤ Dass ein Volk so glücklich gestellt sei, dafür spricht endlich so unverkennbar nichts, als wenn Gott über dasselbe den Himmel zerreißt, und es mit Ausgießungen seines heiligen Geistes heimsucht. Und können wir es übersehn, dass unser Land und Volk in neuerer Zeit in ziemlich weiter Ausdehnung solcher Gnadenheimsuchungen wirklich gewürdigt wird? Ist das Erwachen unsrer evangelischen Kirche zu einem neuen Leben auch noch nicht überall bei uns bemerkbar; kommt auch, wo die Krise und Gärung zum Bessern eintritt, einstweilen hin und wieder selbst an den Erweckten leider! des Ungesunden, Auswüchsigen, ja Widerwärtigen noch mancherlei zum Vorschein: dass ein neuer, frischer Glaubensodem unsre evangelische Kirche durchweht, wer kann es verkennen, wer wird es zu leugnen wagen? Ich hoffe, dass binnen kurzem auch wir hier seines schöpferischen Anhauchs in reicherm Maße werden inne werden, als es bis jetzt der Fall ist. – Als Gott der Herr vor vielen Jahrhunderten über die Länder Kleinasiens, Syriens und der Nordküste Afrikas seine Zornesschalen ausgießen wollte, ließ er die geistlich erstorbene Kirche daselbst in ihrem Tode liegen. Bei uns pflegt er den Kirchenacker, bestellt ihn neu, und befruchtet seinen Weinberg mit frischem Himmelstau. Deutlicher, als hierdurch, vermöchte Er es ja nicht zu offenbaren, dass Er uns noch nicht aufgegeben habe, sondern noch auf zukünftige reiche Ernten bei uns rechne.

Seht, Freunde, so mangelt's also unserm Lande an Heil verheißenden Zeichen nicht. Noch manche andre dürften sich entdecken lassen; aber die genannten, denke ich, reichen schon überschwänglich hin, um uns getroffen Mutes die Schwelle des neuen Jahres überschreiten zu lassen. Freilich wird uns, wie schon bemerkt, durch jene Zeichen nicht verbürgt, dass die Zuchtruten Gottes uns nicht berühren werden. Hören wir doch ihr Sausen schon; und wohl könnte es geschehen, dass wir in noch nähere Berührung mit ihnen kamen. Aber bleiben werden wir, und in Segen gehn, und Zukunft haben. Gott verlässt uns nicht. Dies ist unserm Volke, als einem noch „grünen Holze“, für jedermann leserlich an die Stirn geschrieben.

2.

So richtig wir nun aber auch aus den Zeichen, die wir an unserm Volke wahrgenommen, auf die günstige Stellung Gottes zu demselben geschlossen haben, ein so arger Fehlschluss würde es sein, wollten wir aus dem Umstande, dass Gott noch nicht beschlossen hat, unser Volk zu verderben, die Folgerung ziehn, dass darum auch wir, die einzelnen Volksgenossen, wohl und in Frieden fahren werden. Gedenket an Israel. Wann ist je ein Volk auffallender als ein solches gezeichnet gewesen, mit welchem der Herr sein wolle, als dieses Volk? Und doch, trotz der Wolken- und Feuersäule, die es als sichtbares Zeichen der Gnadennähe Jehovahs Tag und Nacht begleitete, fielen die Hunderttausende, die aus Ägypten ausgegangen waren, sämtlich in der Wüste, und haben das gelobte Land nicht gesehn. Ebenso könnte es sich ereignen, dass auch

Hunderttausende der Unsern von Gott verlassen den Weg des Verderbens zögen, ohne dass es darum heißen müsste, von unserm Volke, das als Volk vielleicht in späteren Generationen erst den Gipfel seiner Herrlichkeit erklimmen soll, habe Gott seine Hand zurückgezogen. Nichts Schrecklicheres aber kann einem widerfahren, als von Gott verlassen werden. Da geht man seinen eignen Weg dahin, ein Raub aller kräftigen Irrtümer der Zeit, halt- und schutzlos den Versuchungen des Lebens preisgegeben, verkauft unter die Herrschaft des verderbten Fleisches, ohne inneren Frieden, ohne beratenden und tröstenden Zuspruch aus der Höhe, ohne Erfahrung heiliger Himmelskräfte und ohne Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Tiefer Herzensunmut, irdischer Sorgendruck, nicht selten häuslicher Zwiespalt und Hader, Verzweiflung, wenn Not daherfällt, knechtische Furcht vor dem Tode, dem „Schreckenskönige“, und endlich die Verdammnis! Seht hier einige Züge gottverlassener Menschen!

„Aber ist es möglich, dass ein Mensch bei Leibesleben von Gott verlassen werde? – In unbedingter Weise will ich's nicht behaupten. Gottes Langmut ist groß, und seine suchende Liebe hört wohl nicht auf, dem verlorenen Schafe bis zu dessen letztem Odemzuge nachzugehen. Wenn indes David betet: „Verlass mich nicht, o Gott!“ so will er damit nicht sagen: „Gib mich nicht völlig auf, und lass nicht ab, mich Verschlagenen aus der Irre zurückzurufen“; sondern: „Weiche nicht von mir mit deiner Huld und Gnade, und begleite mich, wo ich gehe und stehe, mit Deinem Segen!“ – Und nun fragt sich's, ob es ein Zeichen gibt, daran ich mit Sicherheit erkennen mag, dass Gott in dem letzteren Sinne mit mir sein, und mein Leben mit seinem Segen krönen werde? – Und freilich, ein solches gibt's, wie ihr ja David in unserm Texte um dasselbe beten hört. Dass ihr euch nun aber nicht vertut, und das Zeichen am unrechten Orte sucht! Wisset, nicht darin zuvörderst besteht's, dass euch irgend eine Fülle irdischer Gaben zufällt. Am Morgen empfangt ihr sie, und schon am Abend kann es zu euch heißen: „Du Narr, in dieser Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird sein, das du gesammelt hast?“ – Auch erachtet für das Zeichen nicht Menschengunst und Ehre dieser Welt! Die erstere ist ein Wind, der schnell sich wenden kann; – und Ehre? – Herodes wurde vom Volke angebetet als ein Gott; und siehe, aus der Höhe seiner Herrlichkeit traf ihn die schlagende Engelshand, dass er umkam jämmerlicher, als je ein Mensch verdorben ist. Das wirklich Heil verkündende Zeichen ist geistiger Natur, und ein Erlebnis eures tiefsten Innern. Merkt auf die Heiligen der Schrift! Wann frohlocken sie, dass sie „Alles vermögen“, dass sie „gewiss seien, es werde nichts sie scheiden von der Liebe Gottes“, es müsse ihnen „alles zum Besten“ dienen und „Gutes und Barmherzigkeit würden ihnen folgen ihr Leben lang?“ Ist es nicht von dem Momente an, da sie an sich selbst verzagen und Gott seinen Sohn in ihnen offenbart? Wahrhaft und in positiver Weise segnen kann Gott nur den, der segensfähig und segenswürdig ist; und beides ist nur, wer sich der Ordnung unterwirft, in welcher allein, als in der dem Wesen Gottes entsprechenden, Gott den Sündern Gnade erzeigen zu wollen verheißen hat. Was für eine Ordnung dies sei? – Die „Heilsordnung“ nennen wir sie. Gib dem göttlichen Gesetze wider dich Recht, erkenne dich gebeugt vor ihm als Sünder, brich mit der Sünde in wahrhafter Buße, bete an die Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes, übergib wieder liebend und vertrauend diesem Sohne dein Herz, und lass dich mit der Feuertaufe seines Geistes von Ihm taufen. Tust du dies, dann hoffe mit Zuversicht, Gott werde dich nimmermehr verlassen: denn dann, – aber auch nicht früher, – ward auch Dir das Zeichen derer aufgeprägt, die nicht mit harrender und hoffender Geduld nur von Gott getragen, sondern als Eingewordene mit seinem Sohne mit zärtlicher Liebe von Ihm umfangen werden.

Ja, Brüder, die Glaubensgemeinschaft mit Christo, wurzelnd wie in dem beugenden Bewusstsein um unsre Sündenschuld, so in der lebendigen Erkenntnis Jesu als des Herrn vom Himmel und unsres eignen Mittlers und Erlösers, sie, und nicht etwa schon ein gefasster Besserungsvorsatz, oder eine selbst erworbene Ehrbarkeit und eigene Tugend, ist das Zeichen, das wir meinen, oder doch meinen müssen, wenn wir mit David sprechen: „Tue ein Zeichen an mir, dass mir's wohlgehe!“ Ja, jenes evangelische Glaubensleben, das mit der „Wiedergeburt“ gleichbedeutend ist, und nichts anderes, wie immer es heißen und in welchem Preise bei der Welt es stehen möge, ist das einzig untrügliche Merkmal und Unterpfand, an dem wir erkennen, dass uns vor der Zukunft unsres Lebens in keinerlei Beziehung mehr zu grauen brauche. Finden wir uns so gezeichnet, dann sonder Bedenken auf des neuen Jahres Schwelle jeden Sorgenbündel abgeworfen, und in Gottes Namen getrosten Mutes vorangeschritten! „Herr“, sang der alte Simeon, „nun lässtest du deinen Diener mit Frieden fahren!“ Was hindert uns, dies Schwanenlied des Alten zu unserm Wandergesang zu machen, wenn wir mit ihm dieselbe Signatur in unserm Busen finden? Das Leben aller wahren Christen ist eine Friedensfahrt; und ist sie das nicht, so verstehen sie sich nicht auf ihren Vorteil. Wohl geht's durch tausend Seufzer: „Verlass mich nicht, o Gott! hindurch; aber auch durch ebenso viele Jubel: „Herr, deine Rechte ist erhöht; du standest bei mir!“

Wollt ihr die Himmelssphären-Harmonie vernehmen, unter der die Gläubigen des Herrn zu jeder neuen Jahresreise ihre Anker lichten, höret sie! Scheu hastet ihr Auge an ihrer Vergangenheit. Ihre Sünden verklagen sie. Sie seufzen: „Verlass mich nicht, o Gott!“ Aber Gottes Antwort lautet: „Und ob eure Sünden blutrot sind, so sollen sie doch schneeweiß werden. Ich tilge sie wie eine Wolke, und gedenke ihrer nicht mehr!“

Sie: „Wie aber, Herr, mag uns verziehen werden, die wir nimmermehr erstatten können, was wir verschulden?“ – Als Echo tönt zurück das Zeugnis: „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht euch rein von allen Sünden!“ –

Sie: „Aber von Versuchungen umlagert ist der Weg des Pilgerlebens. Wie wird's geschehn, dass wir in Zukunft deine Rechte halten?“ – Gottes Antwort: „Ich will meinen Geist in euch geben, und solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und darnach tun!“

Sie: „Ach Herr, wer wandelt deinen Pfad und fehlt und strauchelt nicht?“ – Gottes Wort: „Und ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist.“

Sie: „Herr, die Zeit ist trübe und verhängnisvoll, und viele werden berückt und gehen irre!“ – Der Herr: „Ich nehme euch bei meiner Hand, und bereite die Steige vor euch her.“

Sie: „Ach Herr, nicht wenige der Unsern leiden Not; werden sie haben, womit sie sich und den Ihrigen das arme Leben fristen?“ – Paulus, der untrügliche Dolmetscher des Königes der Wahrheit: „Der auch seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken?!“

Sie: „Unzählige Gruben sind uns gegraben, unzählige Netze uns gestellt. Werden wir bei bestem Willen nicht noch zu Schanden werden?“ – Der Herr: „Ich bin derselbe

bis in's Alter, und will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan, und will und werde heben, tragen und erretten!"

Sie: „Aber, wenn unsrer liebsten Gefährten einer auf der neuen Jahresreise uns von der Seite wiche, und wir vereinsamt unsre Straße ziehen müssten?“ – Der Herr: „Ich werde euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch!"

Sie: „Und wenn uns selbst das letzte Stündlein schläge?“ – Der Herr: „Alle eure Tage sind auf mein Buch geschrieben; und Ich komme wieder zu euch, und nehme euch zu mir, auf dass ihr seid, wo ich bin, und meine Herrlichkeit schauet.“

Sie: „Aber das Gericht, Herr, ach! das Gericht!“ – Der Herr: „Wer an mich glaubt, der wird nicht gerichtet; sondern ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen!"

Seht, Freunde, solche Friedenskunden umtönen heute die Pilger Gottes; und Zeit und Ewigkeit werden's besiegeln, dass sie aus dem Munde Dessen kamen, der nicht lügt. Wie sollten denn die mit solchen Zusagen Gesegneten nicht fröhlich ihre Straße ziehn? – „Aber wer darf es wagen, dieser Zusagen sich zu getrösten?“ – Ihr habt's gehört: der, – doch auch der allein, – welcher das Zeichen an sich findet, das nach Hesekiel, der Mann in der weißen Leinwand denen zu Jerusalem an die Stirne malte, die da „seufzten und jammerten über alle Gräuel, die darin geschahen.“ Es war das Kreuzeszeichen. Ja, wem Christus der Hauptinhalt seines Lebens, der Gegenstand seiner innigsten Liebe, und der Fels und Hort seiner Hoffnung geworden ist, der fahre fröhlich und mit Frieden!

Forschet denn, ob ihr jene verheißungsreiche Signatur an euch entdeckt. Vermisst ihr sie, so hört nicht auf, darum zu schreien, bis Gott sie euch aufgeprägt. Nehmt ihr sie an euch wahr, so sorget, dass sie immer in voller Kräftigkeit und Frische vorhanden sei. – Und weiter sorget nichts. Auf Schritt und Tritt wird der Herr euer Geleitsmann, Seine Liebe das Gängelband, in dem ihr geht, Sein Friede euer täglich Manna, und Seine Hut der Schild über euerm Haupte sein. An Anlass zu dem Davidsseufzer: „Verlass mich nicht, o Gott!“ wird's euch freilich, wie schon gesagt, nicht fehlen. Aber seufzt es, vertrauend Seiner Liebe, trotzend auf Seine Verheißungen und euch berufend auf des Mittlers Blut; und in tausend Hilfen, die ihr erfahrt, in tausend Gebetserhörungen, deren ihr gewürdigt werdet, und in tausend Himmelsgrüßen, die euch erquicken, werdet ihr, wenn auch manchmal erst am Staube, im Tränenkämmerlein, ja an Gräbern und bei Totenbahnen, lauter oder leiser Seine Stimme vernehmen, die euch zuruft: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!“ – Ja, habt an euch das gute Zeichen nur, und – was gilt's? – am Schlusse des Jahres, – und wenn nicht da schon, dann unfehlbar doch am Ziele eurer Laufbahn frohlockt ihr in seliger Beugung: „Der Herr hat alles wohl gemacht, und alles, alles wohl bedacht! – Gebt unserm Gott die Ehre!"

Amen

VI.

Die Theologie des Sohnes Gottes.

I. Betrachtung:

Christus und die heilige Schrift.

Gehalten am 13. Januar 1856

Matthäus 4,4

Jesus aber antwortete und sprach: Es stehet geschrieben!

Geliebte in dem Herrn! Nicht selten hört man heutzutage Reden, wie diese. – „Was der Herr Jesus persönlich lehrte, dem beuge ich und unterwerfe ich mich gerne; was die Apostel, das muss ich sichten, bevor ich ihm Glauben schenke!“ Ist's, wenn dies etwa auch eure Sprache wäre, mit der ersten Hälfte dieser Äußerung euch ein wahrer Ernst, so hindert die zweite mich nicht, dass ich euch unbedenklich selig preise. Die Sichtung, die ihr euch vorbehaltet, wird euch unfehlbar zu der Überzeugung führen, dass die Lehre der Apostel keine andere, als diejenige ihres großen Meisters, vielmehr vollkommen mit derselben eins sei. – „Wäre sie das wirklich?“ – Ihr scheint es zu bezweifeln; und wenn auch nicht ihr, so bezweifeln's doch viele andre. Ich habe darum oft gedacht, ob es nicht an der Zeit sein und gar sehr der Mühe lohnen dürfte, die christliche Lehre einmal ihren Hauptartikeln nach lediglich aus den Anschauungen und Zeugnissen des Herrn Jesu selbst heraus darzustellen. Und ist's euch genehm, und lässt Gott es zu, so wollen wir im Laufe dieses neu begonnenen Jahres in einer Reihe zusammenhängender Betrachtungen, denen wir die gemeinsame Überschrift: „Die Theologie des Sohnes Gottes,“ geben, der Lösung der genannten Aufgabe uns unterziehen. Für eine Weile werden wir denn mit Maria Lazari ausschließlich zu unsres Jesu Füßen sitzen, und, während die Apostel, die Väter der Kirche, und die Reformatoren samt ihren Bekenntnisbüchern schweigen, Ihn alleine zu uns reden lassen. Wohlan, nehmen wir gleich heute schon jene liebliche und erwünschte Stelle ein, und richten vor allem andern an den Herrn die Frage nach dem Werte und dem Ansehn der heiligen Schrift, versteht sich, des alten Testaments zunächst: denn die Schrift des Neuen war, während Er auf Erden wandelte, erst noch zukünftig. „Ist denn die heilige Schrift auch Ihm ein untrügliches, vom heiligen Geiste eingegebenes Gottesbuch?“ – Ja sie ist's! Schon sein: „Es stehet geschrieben!“ welches aus der

Wüste Quarantania eben zu uns herüberklang, deutet's an. Unwidersprechlich aber erhellt es:

1. aus seinem Leben in der Schrift;
2. aus seinem Verhalten nach der Schrift;
3. aus seinem Zeugnis von der Schrift.

Werden wir uns dessen näher bewusst; und segne der Herr unsre Betrachtung zur Stärkung unseres Glaubens!

1.

Nur eine kurze Strecke weit brauchen wir den Heiligen Israels auf seinem Lebensgange zu begleiten, um darüber nicht mehr in Ungewissheit zu schweben, wo sein Geist als in seiner eigentlichen Welt und in seiner wahren Heimat seine bleibende Wohnung nahm. Der Sternenhimmel, der sich über seinem Erdendasein wölbte, und zu dessen Wunderlichtern sein Auge unablässig auf sah, der Palmenhain, der Sommers und Winters grüne, in dem Er himmlische Friedens- und Freudenlüfte atmete, das Zeughaus, aus welchem Er zum Kampfe wider diese Welt seine Waffen entlehnte, der Gottesgarten, von dessen unverwelklichen Bäumen Er in den heißen Stunden seines Lebens sich Früchte der Erquickung brach, der Wunderschacht, aus dessen geheimnisvollen Tiefen Er immer neues Wahrheitsgold zu Tage förderte; sein Haus- und Wanderschatz, der Brunnen seiner Labung und der Stab und Stecken seiner Pilgrimschaft: dieses alles, was war es Ihm? O schaut nur genau: es war – die heilige Schrift.

Als zwölfjähriger Knabe sitzt er, nach Zeugnis des heutigen Sonntagsevangeliums, unter den Meistern Israels im Tempel. Die zarte jugendliche Gottesblume öffnet, zum ersten Male im weiteren Kreise, ihren Himmelskelch, und der Duft, den sie aushaucht, ist – ein Schriftverständnis, dessen Umfang und Tiefe die gelehrten Väter in das höchste Erstaunen versetzt.

Zum Manne herangereift, und im Begriffe, sein großes Heilswerk zu vollführen, erwartet Ihn die bekannte Bewährungsprobe in der Wüste. Auf's Verschlagenste hat's der Versucher darauf angelegt, Ihn aus seiner Mittlerbahn, der Bahn der Erniedrigung und Selbstverleugnung, heraus zu werfen, und das Erlösungswerk im Keime zu zertreten. Wie hieß der Schild womit der Angefochtene sich deckte? Wie das Schwert, mit dem er den Satan aus dem Felde schlug? Es ist euch wohl bewusst. Mit kundiger Hand griff Er den einen wie das andre flugs aus Mose und den Psalmen heraus, und ein dreimaliges: „Es steht geschrieben!“ verkündete dem Argen dessen Niederlage.

Seiner ersten öffentlichen Reden eine hält er in der Synagoge zu Nazareth, seiner Heimatstadt. Worin besteht sein Vortrag? In Vorlesung und erschöpfender Auslegung eines auf Ihn selbst bezüglichen Abschnittes des Propheten Jesajas. „Heute,“ ruft Er unter die Versammelten hinein, „ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.“

Ja, merkt nur auf: wo irgend Er warnt, zurechtweist, straft oder tröstet, geschieht's fast immer mit Anführungen aus der heiligen Schrift, oder doch mit Anspielungen bald an Worte und Zeugnisse, bald an Tatsachen und Historien des heiligen Buches. Und wo es irgend etwas zu beweisen gibt, da ist Ihm die Bibel die in letzter Instanz entscheidende Autorität, und ein: „Es stehet geschrieben“ das Ziel und Ende alles Haders. Von selbst versteht sich's Ihm, dass eine Sache ausgemacht und konstatiert sei, sobald es fest

stehe, dass sie in Mose und den Propheten bezeugt wird. Ja, sein täglich Manna, sein Vademekum, sein Herzensbuch und sein Orakel war Ihm das Bibelbuch; und Er ist sogar mit biblischen Erinnerungen und Losungen aus der Welt, und zu seines Vaters Hause eingegangen. Denn die Kreuzesworte: „Mich dürstet!“ – „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ – und das friedsame: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ was waren sie? Klänge aus dem alten heiligen Buche, und zwar aus den Psalmen 22; 31 und 69.

Dieses Leben Jesu in der Schrift, dies sein unausgesetztes Weiden auf ihren grünen Auen, dies sein beständiges Zurückgehen auf ihre Zeugnisse, wo es Wahrheiten zu erhärten oder Weisungen zu bekräftigen galt, reicht's nicht schon hin, euch jeden Zweifel darüber zu benehmen, was Ihm die heilige Schrift gewesen sei? Würde Er, dessen Geist schon ohne sie in einer Welt lichtheller göttlicher Anschauungen und Gedanken wohnte, so an die Schrift sich angeschmiegt, und in sie sich eingelebt und eingewurzelt haben, hätte Er in ihr nur ein armes, betrügliches Menschenbuch erkannt, und wäre Er sich, derselben nicht vielmehr als des Gefäßes einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung bewusst gewesen? Gewiss nicht! Ihm war die Schrift Gottes Wort: eine Fundgrube untrüglicher Wahrheiten und ein Spiegel der Ratschlüsse Gottes über die Menschenkinder, so wie seiner Führungen und Wege mit denselben. Er selbst aber – wo er ging und stand, fühlte man's Ihm ab, – war mit Gottes Wort getränkt, atmete und duftete gleichsam Gottes Wort.

2.

Dass ihm die Schrift nichts Geringeres war, als ein Ausfluss aus Gott, erhellt unzweideutiger noch, als aus seinem Leben, Heimen und Atmen in derselben, aus seinem unwandelbaren Verhalten nach ihren Weisungen und Winken. Mit größerer Wahrheit, als David, durfte Er sprechen: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen!“ Es tat nicht Not, dass er mit diesem Könige erst betete: „Lass meinen Gang gewiss sein in Deinem Wort.“ Sein Gang bewegte sich fest und sicher in diesem heiligen Geleise. Jeglichen seiner Schritte und Tritte im Großen wie im Kleinen tat Er dem biblischen Wort gemäß.

Nicht allein, dass Er, als des Menschen Sohn, immerdar das Sittengesetz der Schrift vor Augen und im Herzen hatte, und seinen Vorschriften entsprechend den Eltern und Obrigkeiten untertan war, Liebe und Barmherzigkeit übte, wo sich Ihm Gelegenheit dazu bot, nimmer auch nur um eine Linie breit vom Wege der Lauterkeit und Wahrheit wich, und in jedem anderen Stücke alle Gerechtigkeit erfüllte; mit derselben Treue unterwarf er sich auch den levitischen Verordnungen bis zu den unscheinbarsten hinzu, weil Er auch sie in der heiligen Schrift verzeichnet und geboten fand.

Er heiligte den Sabbath, schloss den Pilgerzügen zu den Festen in Jerusalem sich an, zahlte die Tempelsteuer, obwohl Er, als der Sohn vom Hause, von dieser Verpflichtung sich hätte entbinden dürfen, aß zu Ostern mit dem ganzen Israel das Passahlamm und das ungesäuerte Brot, hielt die Aussätzigen, die er heilte, dazu an, dass sie sich nach dem Gesetze dem Priester zeigten und das schuldige Opfer brächten; – kurz! auch von den Vorschriften dieser Gattung ließ Er nicht eine einzige unerfüllt. Wie aber würde Er, der Wahrhaftige, zu einer so pünktlichen Beobachtung jener Zeremonienordnung sich verstanden haben, hätte Er darin nur Menschenwerk erkannt und Menschensatzung, und nicht vielmehr Gebot und Satzung des lebendigen Gottes?

Vor allem aber lasset nicht unbeachtet, wie Er in seinem ganzen Tun und Lassen auf das genaueste nach dem sich hält und richtet, was in der Schrift von Ihm als dem zukünftigen Messias prophetisch vorgebildet war. „Damit die Schrift erfüllt werde“, lässt Er, bevor Er auftritt, Johannes, den andern Elias, vor sich hergehen, lehret dann das Volk, heilt die Kranken, zieht auf einem Füllen der Eselin in Jerusalem ein, reinigt den Tempel von den Krämern und Wechslern, nimmt das „verlorene Kind“, das Er wohl durchschaute, in die Zwölfzahl seiner Apostel auf, – erwählt nach dem Ausspruch Jes. 9,1 die Landschaft Galiläa zum Hauptschauplatz seiner wunderlichen Wirksamkeit und gibt sich ohne Widerstreben den Ihm verordneten Leiden und Martern hin „Wie würde die Schrift erfüllt? Es muss also gehen!“ spricht Er zu Petrus, als Er diesen das Schwert in die Scheide stecken heißt; und dies „es muss“ oder: „ich muss“, ausgesprochen unter Hindeutungen auf prophetische Stellen der heiligen Schrift, wie oft vernehmen wir's aus seinem Munde! – „Musste nicht Christus solches alles leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ sprach Er zu den Emmausjüngern und schalt sie „Toren“ und „trägen Herzens“, dass sie nicht allem dem geglaubt, das die Propheten von Ihm geredet hätten. Dann wies Er ihnen aus den heiligen Schriften nach, anhebend von den Büchern Mosis, und fortschreitend durch alle folgenden hindurch bis zu Maleachi, dass sein Leben sich anders nicht habe gestalten können und gestalten dürfen, als es sich gestaltet habe, indem es grade so auf den Blättern der Weissagung beschrieben und vorher gezeichnet worden sei. Nun aber sagt, ob ihr noch daran zweifeln könnt, dass ein Buch, in welchem Er den ganzen Gang seines Lebens bis in die kleinsten Züge hinein auf das bestimmteste vorher verkündigt fand, und durch dessen Winke und Weisungen Er sich unbedingt bei seinem Tun und Lassen gebunden fühlte, in seinen Augen ein geringeres Ansehn gehabt haben könne, als dasjenige eines Wortes Gottes, einer untrüglichen Offenbarung aus der Höh? Nein nicht wahr? Dies zu bezweifeln fällt euch nicht mehr ein. Eure Überzeugung, dass Ihm die Schrift für ein unfehlbares Orakel galt, ist vollkommen.

3.

Indes haben wir bis jetzt aus seinem Leben und Verhalten nur erst gefolgert, dass Er der heiligen Schrift, d. h. dem alten Testamente, ein so hohes Ansehn beigemessen habe. Sind nicht auch ausdrückliche Zeugnisse vorhanden, in denen Er diesen seinen Bibelglauben unumwunden und entschieden ausspricht? – O ja, solcher Zeugnisse besitzen wir eine Fülle. Schlagt nur das Buch der Evangelien auf, und auf jeder Blattseite desselben werden sie euch begegnen.

In der Lehrgeschichte vom „reichen Mann und armen Lazarus“ lässt der Herr dem ersteren, der den Lazarus aus der jenseitigen Welt zu seinen Brüdern, die noch auf Erden weilen, gesendet sehen möchte, damit diese Verirrten sich bekehrten, durch den Vater Abraham den Bescheid erteilen: „Sie haben Mosen und die Propheten; lass sie dieselben hören; denn hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde.“ Was aber bezeuget Er damit, als: „Sie haben in Mose und den Propheten Gottes Wort, welches ihnen in untrüglicher Weise den Weg zum ewigen Leben zeigen kann.“

Zu den Abgeordneten des eingekerkerten Johannes spricht Er: „Alle Propheten und das Gesetz haben gewissagt (d. h. aus Gottes Geist geredet), bis auf Johannem;“ und

hierauf weist Er ihnen nach, wie genau die alten Seher sein Wandeln und Wirken auf der Erde vorher geschildert hätten.

Zum versammelten Volke wie zu seinen Jüngern spricht Er: „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten. Alles nun, was sie euch sagen, das haltet und tut!“ Er fordert also von jedermann die unbedingtste Unterwerfung unter das feste prophetische Wort, das den genannten Männern zur Wahrung und Verkündigung überwiesen war, und misst diesem Worte kein geringeres Ansehn als dasjenige eines unfehlbaren Gotteswortes bei.

Ev. Joh. 5,39 bezeichnet Er ausdrücklich die heilige Schrift als das Wort seines Vaters und sagt zu den Juden: „Ihr habt trotz eures Suchens und Forschens in der Schrift Sein Wort nicht in euch wohnend.“ Dann kündigt Er ihnen an, dass Moses sie einst verklagen werde, weil sie Ihm nicht geglaubt, und fügt hinzu: „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch an mich: denn er hat von mir geschrieben.“

Joh. 10,35 vernehmt ihr wieder, wie Er die Schrift dem Worte Gottes gleichsetzt: „So Gott“, spricht er, „diejenigen (Er meint die Fahnenträger Israels,) Götter nennt, zu denen das Wort Gottes geschah? und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden u. s. w.“ Zugleich bemerkt ihr hier, dass Ihm nicht bloß das eine und andre im alten Testamente Gottes Wort war, sondern das Ganze, wie dies auch daraus erhellt, dass Er zu mehreren Malen „Moses und die Propheten“, ja „Moses, die Propheten und die Psalmen“ als Gottes Wort bezeichnet, eine Bezeichnung, unter der man in Israel die ganze alttestamentliche Schrift mit ihren 38 Büchern zu begreifen pflegte. Entschiedener aber noch geht, dass Ihm die ganze Bibel ein Wort Gottes war, aus seinem bekannten Ausspruche Matth. 5,17 und 18 hervor: „Ihr sollt nicht wännen, dass ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“, d. h. wahr zu machen und zu besiegeln; „denn wahrlich, ich sage euch: bis dass Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstab, noch ein Strichlein vom Gesetz, (d. i. von der Thora oder dem Bibelkanon,) bis dass es alles geschehe.“

„Doch“, höre ich zweifelnd fragen, „war es nicht etwa bloß der Lehrinhalt der heiligen Schrift, der Ihm als göttlich und vom heiligen Geiste eingegeben galt?“ – O nein! Die Wahrheit der in der Schrift erzählten Tatsachen und Geschichten stand ihm nicht minder außer aller Frage. Nicht allein drückt Er das Siegel der Bestätigung auf die Erzählungen von der Menschenschöpfung; („habt ihr nicht gelesen“, spricht er Matth. 19,4, „dass der Schöpfer im Anfang Mann und Weib geschaffen hat und hat gesprochen: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen,“ u. s. w.;) von Abels Tod (Matth. 23.), von der Sündflut und von Noahs Arche (Matth. 24,38), sondern Er drückt es ebenso auf die Berichte von dem Untergange Sodoms und Gomorrhas durch den Feuer- und Schwefelregen, von Lots Rettung, von dem geheimnisvoll schauerlichen Schicksal des Weibes Lots, so wie von der Berufung Mosis aus dem brennenden Busche her, von dem Mannaregen in der Wüste und von den Wundern und Totenerweckungen eines Elias und Elisa (Luk. 4,25). Diese Geschichten sind Ihm sämtlich wahrhaftige Tatsachen, wirkliche Begebenheiten; denn aus ihnen leitet Er bald Lehrsätze, bald Warnungen, bald Tröstungen und Ermutigungen her, was Er aus Märlein nie und nimmer tun würde. Er ruft sie zu Zeugen auf für Wahrheiten, die Er gepredigt hat. Wie würde Er sich dazu verstehen, wenn Er an ihrer Tatsächlichkeit auch nur den aller leisesten Zweifel hegte? „Aber so mancher anderen biblischen Erzählungen“, wird mir

eingewendet, „wie z. B. derjenigen von Bileams redender Eselin, von Josuas Sonnen- oder Erdenstillstand, von Elia Himmelfahrt u. s. w. gedenkt Er nirgends!“ – Nein! Meint ihr aber etwa, Er, der die eben genannten glaubte, habe jenen, die Er nicht erwähnte, den Glauben versagt, und aus diesem Grunde sie mit Stillschweigen übergangen? Fürwahr, dies hieße höchst unvernünftig schließen!

Nein, Moses und die Propheten bildeten in seiner Anschauung ein Ganzes, einen heiligen, hochgewölbten, lichthellen Gottestempel, an dessen Pforten der heilige Geist gewacht, dass keine Lüge in denselben einzudringen vermochte. Dass die Schrift ein solches aus Gott geflossenes untrügliches Ganzes sei, bezeugen in unzweideutigster Weise die heiligen Apostel mit Sprüchen, wie diese: „Die Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiste“; „Alle (oder die ganze) Schrift ist von Gott eingegeben“; „Wir haben ein festes prophetisches Wort“ u. s. w. Aber nachdrücklicher noch bezeugt es Christus selbst, und zwar mit seinem Leben in der Schrift, mit seinem Verhalten nach der Schrift, und mit seinem Zeugnis von der Schrift.

Von der allerhöchsten Bedeutung aber muss der Umstand für uns sein, dass Ihm, dem Herrn vom Himmel, die heilige Schrift in allen ihren Teilen ein Wort Gottes war; denn wo im Himmel und auf Erden gäbe es nächst Gott dem Herrn selber eine Autorität, die sich derjenigen vergleichen ließe, welche der Herr Christus repräsentiert? Oder wäre euer Unglaube etwa kühn genug, auch Ihn, der von sich sagen durfte: „Ich bin die Wahrheit“, der Lüge oder der Befangenheit in Vorurteilen zeihen zu wollen? – Fürwahr, solche Kühnheit hätte euch der Satan selber eingeimpft. Ja, durch sie überbietet ihr sogar die Hölle; denn diese ist sich wohl bewusst, mit wem sie es in Jesu zu tun hat. Ist das alte Testament aber Gottes Wort, wie es dies wahrlich ist, wie vielmehr wird das Neue es sein, das als ein klarer, spiegelheller Strom aus seinem, des „treuen und wahrhaftigen Zeugen“, Herzen quoll, und durch Wirkung des heiligen Geistes in die Herzen und die Griffel der Apostel überfloss.

Nehmen denn auch wir in jenem lichten Offenbarungstempel, den uns die Gnade in dem Dunkel dieses Tränentalen aufgebaut, bleibende Wohnung! Leben und atmen wir darin! Wir stehen uns wohl dabei; denn wahrlich, hier ist gut sein, hier mag man Hütten bauen! – Im Laufe der verwichenen Woche bewegte sich durch die Straßen unsrer Stadt ein stiller Leichenzug. Voran ein schwarzes Kreuz. Hinter dem Sarge her ein zahlreiches Gefolge trauernder Männer und Frauen. Man begleitete die entseelte Hülle des Predigers der hiesigen Brüdersozietät, des lieben Bruders Merian, zu seiner letzten Ruhestätte. Ich wünschte, ihr alle hättet diesen harmlosen, kindlich heitern Mann gekannt, der, getrost allewege, und gefasst auf alles, schlecht und recht seinen Gang durch's Leben ging. Das Geheimnis des unwandelbaren Gleichmuts und der unverwüstlichen Fröhlichkeit dieses lieben Pilgers, worin bestand es? In seinem festen Kindesglauben an jedes Jota der heiligen Schrift als an ein gottgeoffenbartes. Das Machtwort, mit dem er alle bösen Wetter schnell zerstreute, hieß: „Es steht geschrieben!“ Damit warf er auch die brausenden Wellen des Todesjordans auseinander; damit brachte er an der Schwelle der Ewigkeit den Verkläger aus dem Abgrund zum Verstummen. Und o, wie wird ihm Gott sein zuversichtliches: „Es steht geschrieben!“ jetzt besiegelt haben, besiegelt mit der Aufnahme in das gelobte Land, von dem geschrieben steht: „Wer glaubt, der wird's ererben;“ besiegelt mit jener Lebenskrone, deren Blumen ewig nicht mehr welken! – Treten auch wir getrost in die Fußstapfen jenes teuern Mannes ein, folgen wir unbedenklich seinem Kinderglauben nach; und auch uns werde zum Ende aller unsrer Zweifel, zur Wetterscheide jeder Sorgenwolke, zur Wegesäule, die unsern Gang bestimme, zur Losung, mit der wir unsern Widersachern entgegen treten, zum Schwert, vermitteltst

dessen wir Welt, Tod und Teufel überwinden, ja zu unserm Halt im Leben und im Sterben
das Wort: „**Es steht geschrieben!**“

Amen

VII.

Die Theologie des Sohnes Gottes.

II. Betrachtung:

Das Bewusstsein Christi von Gott.

Gehalten am 27. Januar 1856

Matthäus 11,27

Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

Wir kamen überein, Geliebte, für eine Zeit lang Propheten, Apostel, Kirchenväter und Reformatoren in den Hintergrund treten, und allein den Herrn und Meister jener aller, Jesum Christum, zu uns reden zu lassen. Wir eröffneten unsre Betrachtungsreihe über „die Theologie des Sohnes Gottes“ mit der Ergründung des Bewusstseins Jesu von der heiligen Schrift. Es blieb uns über seiner Anschauung von der Autorität Mosis und der Propheten kein Dunkel schweben. Heute wird sich's um die Elementar- und Grundwahrheit aller Religion überhaupt, und des Christentums insbesondere handeln. Das Bewusstsein unsres Heilandes von Gott wird sich vor uns entschleiern. Wir erhalten untrüglichen Bescheid auf die fundamentale Doppelfrage:

1. nach dem Dasein eines persönlichen Gottes; und
2. nach dem Verhältnisse dieses Gottes zu der Welt.

Verschmähen wir es nicht, einmal wieder zur Anfangslehre des Christentums zurückzukehren. Glauben wir nur erst von ganzem Herzen an den Gott, den Christus seinen Vater nennt, so ist das Fundament in uns gelegt, über dem sich alle übrige christliche Dogmatik leicht von selber aufbaut. Gott stärke uns den Glauben!

1.

„Die Toren“, sagt David im vierzehnten Psalm, „sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!“ Nie verlautete in der Welt ein wahreres Wort, als dieses. Entschiedener Wahnwitz gehört dazu, das Dasein Gottes zu verneinen; und ob

es unter Vernünftigen je einen vollständigen und radikalen Atheisten gegeben habe, steht sehr zu bezweifeln. Gilt es doch, fast Unmögliches zu vollziehen, um ein Atheist zu sein.

① Zuerst muss man ein Gefühl in sich ersticken, das wesentlich zur menschlichen Natur gehört. Sehet euch um: von der Welt her begegnet euch kein Volk, kein Geschlecht, dem nicht ein Gottesbewusstsein, ob auch ein noch so getrübtes, inne wohnte. Wer besäße aber Frechheit genug, diese der Menschheit angestammte, und schlechthin unverwüsthliche Ahnung von einem von der Welt unterschiedenen und über derselben waltenden höchsten Wesen zur Lüge zu stempeln? Wahr und richtig, dem Kern seiner Worte nach, sagt schon der bekannte heidnische Redner Cicero: „Worin die Natur aller übereinstimmt, das muss notwendigerweise wahr sein; es ist somit unbedingt zuzugestehn, dass es Götter gebe.“

② Um ein Atheist zu sein, ist man zum andern genötigt, dafür zu halten, die Welt habe keinen Anfang genommen, sondern sei, wenigstens ihren Urelementen nach, von Ewigkeit her vorhanden, und trage die letzte Ursache ihres Daseins in sich selber. Was ist dies aber, als der barste Unsinn? Auch hier wird freilich ein Gott uns belassen; aber statt eines geistigen Gottes uns, wie jemand treffend bemerkt, ein materieller gegeben; und das Wort des großen Franzosen Pascal findet hier seine volle Bestätigung, dass nämlich „die Ungläubigsten immer zugleich die Leichtgläubigsten“ seien. – Wohin wir die Blicke richten, gewahren wir im Organismus des Weltalls Plan, weise Berechnung und Harmonie, mögen wir betrachtend den Himmelskörpern folgen in ihren vorgeschriebenen Bahnen, oder, auf der Erde verweilend, dem Wechsel der Jahreszeiten zuschauen, oder die Fürsorge beachten, die jeglichem Bedürfnisse begegnet, oder den Bau sei es auch des kleinsten und unscheinbarsten Geschöpfchens in der Nähe beschauen.

③ Um nun ein Atheist zu sein, muss man, – und dies ist das dritte Erfordernis dazu, – zu der unsinnigen Annahme sich verstehen, dass sich das Weltall durch reinen Zufall so vernünftig gestaltet und geordnet habe; oder man sieht sich zu der ebenso verrückten Behauptung hingedrängt, dass in der Einrichtung der Welt zwar allerdings eine Vernunft gewaltet habe, aber eine blinde, bewusstseinslose und unpersönliche Vernunft. Die Narren, welche der letzteren Ansicht huldigen, wollen gleichfalls dafür angesehen sein, dass sie uns Gottes nicht berauben. Aber der Gott, den sie übrig lassen, ist ein solcher, der von sich selbst nicht weiß, und schlafend oder träumend Werke hervorgebracht haben soll, die sich doch überall als Werke eines in höchster Klarheit, Umsicht und Besonnenheit schaffenden Wesens zu erkennen geben. Kann Widersprechenderes und Wahnwitzigeres ersonnen werden, als sie zu Markte tragen?

④ Um den persönlichen Gott zu leugnen, muss man viertens den Satz geltend machen, dass das selbstbewusste, mit Denkvermögen ausgestattete, mit freiem Willen begabte Ich, welches ein jeder in seinem Busen findet, und das wir mit dem Namen des „Geistes“ bezeichnen, seinen Ursprung einer Materie oder Stoffmasse verdanke, der selbst weder Bewusstsein, noch Wille, noch Denkkraft inne wohne. Eine solche Voraussetzung aber, sagt, ist sie etwas anderes, als ein vollkommener Tollhäuslergedanke? Fürwahr, in aller Welt ist keine Folgerung so unwiderleglich, als diese: Weil ich denkender Geist bin, so muss über mir ein denkender Geist sein, von dem ich ausgegangen. Wie ein Kunstwerk das Dasein des schaffenden Künstlers, so verbürgt mir mein Himmel und Erde durchmessender Geist das Vorhandensein eines persönlichen Urgeistes, den jener widerspiegelt.

⑤ Endlich sieht, wer zur Fahne des Atheismus schwören will, sich notgedrungen, die unvertilgbare Stimme in aller Menschen Brust, die wir „Gewissen“ nennen, und die den Gottlosen verdammt, dem Gerechten aber belobigendes Zeugnis gibt, und den Grund der ganzen menschlichen Gesellschaft und aller ihrer Ordnungen bildet, geradezu für eine allgemeine Täuschung, Einbildung und Lüge zu erklären. Denn diese Stimme, dieses innere zurechtweisende und richtende Gesetz, dieses Gefühl unerbittlicher Verantwortlichkeit ist der unfehlbarste Zeuge für das Dasein einer sittlichen Weltordnung und eines persönlichen, richterlichen Gottes. Lug und Trug müsste das Gewissen sein, wenn kein Gott existierte. Jenes sittliche Bewusstsein aber, dessen niemand, welche Mühe er sich's kosten lasse, sich zu entschlagen vermag, für eine Phantasie, für einen Wahn, für ein Hirngespinnst erklären zu können, dazu gehört Irrsinn, und zwar ein hoher Grad desselben, oder der frivolste Mutwille, der nicht weiß, was er schwatzt, und selbst nicht glaubt, was er setzt.

Ich wiederhole: dass es je einen vollendeten Atheisten gegeben habe, glaube ich nicht. Ein Voltaire selbst gibt zu, dass der Glaube an das Dasein eines persönlichen, d. h. seiner selbst bewussten, Gottes unanfechtbar und unwiederleglich sei. Friedrich der Große, der bekanntlich nur allzu tief in den sophistischen Betrug der französischen Aufklärerei sich gefangen nehmen ließ, äußert entschieden und bestimmt, dass es Einleuchtenderes und Glaubwürdigeres nichts gebe, als dass über dem Universum ein Gott thronen müsse, von dem alles herstamme, und welchem alles untertänig sei. Schon aus dem bisschen Verstand, meint er, das dem Menschen beigegeben sei, erhelle unwidersprechlich, dass ein Wesen von unendlich tieferem, umfassenderem, ja von unermesslichem Verstande existieren müsse, von dem der Erdensohn den seinigen, als einen geringen Funken, empfangen habe. – Alle, die sich als Gottesleugner in der Welt gebärdeten, haben entweder zuletzt noch ihre Grundsätze widerrufen, wovon auffallende Exempel anzuführen wären, oder sie sind zitternd in dumpfer Angst vor dem Gerichte des Gottes aus der Welt gegangen, den sie im Leben leugneten und verneinten. In neuester Zeit ist wieder eine Rotte auf dem Plan erschienen, die mit frecher Stirn das Dasein Gottes bestreitet, und vorgibt, an der Hand der fortgeschrittenen Naturwissenschaften zu ihrem Atheismus gelangt zu sein. Ich möchte aber fragen, wo in unsern Tagen Naturkundige uns begegnen, die an Scharfsinn, wissenschaftlicher Gründlichkeit und Tiefe einen Newton, einen von Haller, einen Linné überstrahlten? Und diese Männer gelangten auf dem Wege ihrer Vertiefungen in das Weltall gerade zu den entgegengesetzten Resultaten.

Der erstere erkannte die letzte Ursache alles Bestehenden in dem freien Schöpferakte dessen, „vor welchem er sein Haupt verneigte, so oft er seinen Namen nannte.“

Den andern begeisterten seine Forschungen im Reiche der Natur zu feurigen Psalmen und Lobgesängen auf den Namen des lebendigen Gottes.

Aus dem Munde des dritten vernehmen wir den Ausspruch: „Ich habe Gott gesehen im Vorübergehn, und rückwärts, wie einst Moses; ich habe seine Fußstapfen geschaut in den Werken seiner Schöpfung, und bin stumm geblieben, getroffen von Bewunderung und Schrecken!“ – Was aber fragen unsre modernen Materialistenhorden nach solchen Autoritäten und nach Autoritäten überhaupt? Selbst wollen sie für die Träger der absoluten Wahrheit gelten, und, weil sie es in andrer Weise nicht vermögen, dadurch Aufsehn erregen und mit dem Nimbus hervorragender und frei gewordener Geister sich umgeben, dass sie in geistigen Seiltänzer und Gauklersprüngen über die Schranken der

anerkanntesten Wahrheiten hinwegsetzen, und das Unerhörtste und Ungeheuerlichste keck in's Gelage hinein behaupten. Doch schon werden sie mit den Waffen einer ernsten Wissenschaft weidlich aus- und zu Paaren getrieben; und wir sehen nicht wenige dieser wüsten und frechen Geister gleich denjenigen zu Gadara in die Säue fahren, d. h. in einem materialistischen Fleischesleben, welchem sie fröhnen, an sich selbst zu Verrätern werden, und kund geben, was für ein Interesse sie dabei haben, Gott, und das Reich des Geistes überhaupt zu leugnen.

Der Herr Christus hat das Dasein Gottes nicht eigentlich gelehrt. Warum nicht? – Weil Er eben Christus war, und als solcher Überflüssiges und Unziemliches nicht unternehmen konnte. Müsste ich Ihn mir als vom Katheder herab erst das Dasein Gottes demonstrierend und für dasselbe Beweise zusammentragend denken, so hätte ich Ihn verloren. Denn zuvörderst verkennete Er dann die Jahrtausende durchreichende, handgreifliche, und überschwänglich genugsame Selbstoffenbarung Gottes in der Geschichte, und trüge mit seinen Argumenten wie ein törichtes Kind Wasser zum Meere. Zum andern wüsste Er sich dann nicht als den, der als Gottes leibhaftiges Ebenbild und seines Vaters Repräsentant auf Erden, selbst, in eigener Person, und schon mit stummem Munde der schlagendste Beweis für die Existenz Gottes sei. Christus setzt überall das Dasein Gottes als die selbstredendste, konstatierteste und unzweifelhafteste aller Wahrheiten und Tatsachen voraus.

➤ Sein Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, ein persönlicher Gott, der in einem freien Willensakt Himmel und Erde aus Nichts erschuf, und, jedoch unter Vorbehalt seiner Freiheit, der Natur die Gesetze gab, nach denen sie sich ordnen und gestalten, die Geleise anwies, in welchen sie sich bewegen und entwickeln sollte.

➤ Sein Gott ist der allwaltende und alles sehende, der das Volk Israel sich erkor, dass Er an ihm, aller Kreatur zu Nutz und Trost, Seine Herrlichkeit erzeugte; der durch Mosen, den frommen Knecht, die Gebote der beiden Tafeln stellte; der, auf dass von da der ganzen Welt der Tag anbreche, das gelobte Land voll machte von Erkenntnis Seines Namens, wie Wasser den Meeresgrund bedeckt, und der den Sehern und Propheten von der Welt Zukunft die Schleier lüftete.

➤ Dieser Gott ist Ihm, so wahr Er dessen Welterneuerungsplan durch Jahrtausende hindurch von Stufe zu Stufe sich entwickeln, und endlich in seiner eigenen, des Sohnes, Erscheinung zur Verwirklichung kommen sieht.

➤ Er ist Ihm, dieser Gott, so wahr Er sich von Ihm gezeugt und ausgegangen, und unmittelbar von Ihm gesendet und beauftragt weiß.

➤ Er ist Ihm, so wahr Er das laute Zeugnis dieses Gottes: „Dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, über sich vernahm, so wahr Er betend an seinem Herzen ruht, und unablässig seiner Erhörungen teilhaftig wird, und so wahr Er täglich seine Weisungen und Winke empfängt, laut seinem Ausspruch Joh. 5,19 u. 20: „Der Vater hat den Sohn lieb, und zeigt ihm alles, was Er tut. Der Sohn kann nichts von ihm selber tun; sondern was er sieht den Vater tun, dasselbige tut gleich also auch der Sohn.“ Ja, dieser Gott, zwar innewohnend in der Welt, aber ein anderer, als die Welt; in der Welt waltend, aber hoch über der Welt erhaben; offenbar durch die Welt, doch vor der Welt schon da; ja da von Ewigkeit her, und der Welt eben so wenig zu seiner Seligkeit, als zu seiner Existenz bedürftig: – dieser Gott ist Ihm, lebt Ihm, schaltet und wirkt Ihm; und Er würde eher glauben, dass weder Er, Christus,

selbst, noch die Sonne, die Ihm scheint, noch die Welt, in der Er atmet, existiere, als dass Er das Sein jenes Gottes bezweifeln könnte.

Und seht euch Ihn selbst nur an, den vom Paradies her verkündeten, den Jahrhunderte hindurch von den Griffeln geheiligter Gottesmenschen auf's genaueste beschriebenen, den nach Namen, Herkunft, Wesen, Taten und Geschicken bis zu den kleinsten und einzelsten Zügen hinzu vorgebildeten; und beachtet, wie Er endlich, diesem mehrtausendjährigen hehren Prophetenbilde Zug für Zug entsprechend, wirklich auf dem Plane steht: ein Heiliger, und als solcher ein Fremdling in der sündigen Welt, Werke Gottes wirkend, als die Ihm natürlichen und gewohnten, Wasser in Wein verwandelnd, einherschreitend auf den Wogen des Meeres wie auf festem Grunde, Tausende mit wenigen Broten und Fischlein speisend, und mit einem Wink oder Wort nicht bloß Seuchen aller Art, sondern selbst Teufel und Tod aus dem Felde schlagend, – als solchen schaut Ihn an, und sagt dann, ob nicht schon Er selbst vermöge seiner bloßen Erscheinung der gewaltigste Zeuge für das Dasein des persönlichen Gottes ist, als dessen Sohn Er sich bekennt, und ob Er nicht jeden weiteren Beweis für dieses Gottes Existenz entbehrlich macht?

2.

Recht sagten wir also, es habe Christus, dass ein Gott sei, eigentlich nicht gelehrt. Es hätte sich nicht für Ihn geziemt, dies erst zu lehren. Nur beurkundet hat Er's, und tatsächlich konstatiert. Durfte Er doch mit voller Wahrheit von sich sagen: „Wer mich siehet, der siehet den Vater!“ Darüber aber, wer sein Gott sei und wie Er zu uns Sterblichen stehe, hat Er belehrend Aufschlüsse erteilt, und erteilt sie heute noch. – Neue? – „Freilich“, denken manche; „denn statt des zornigen Gottes des alten Testaments predigte Er uns einen Gott der Milde!“ – Welch flaches Gedenken dies! Welch arger Missverständnis! Ist etwa der Gott, den uns Christus als den Richter des „reichen Mannes“ in der „Pein und Flamme“ zeigt, ein freundlicherer, als der, den wir zu Mose sagen hören: „Ich will den aus meinem Buche tilgen, der an mir sündigt?“ Und der, dem der 103. Psalm ertönt: „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was Er dir Gutes getan hat; der dir alle deine Sünde vergibt, und heilet alle deine Gebrechen“, ist Er ein strengerer Herr, als der Vater Jesu Christi?

Die Offenbarung des alten Testaments ist mit derjenigen des Herrn Jesu eine und dieselbe, und an jener eben so wenig etwas zu berichtigen, wie an dieser, weil sie in gleichem Grade unfehlbar ist. Beiläufig bemerkt hat aber auch Christus nicht bloß proklamiert und gelehrt, dass Gott ein Gott der Milde und Erbarmung sei; sondern verursacht und mittlerisch zu Wege gebracht hat Er's, dass Gott uns Sündern ein solcher Gott sein könnte. Vor Kurzem wurde in Folge einer Kirchenvisitation ein Prediger seines Amtes entsetzt, weil er zu predigen pflegte, Christus habe uns Gott im Gegensatz gegen den Gott der Juden als einen „liebvollen Allvater“ nur kennen gelehrt, und weil er hierin das ganze Verdienst des Heilandes aufgehen ließ. Mit Recht wurde diesem Manne bemerkt, er irre fundamental und werde wohl selber einsehen, dass ihm der kirchliche Lehrstuhl nicht länger gebühre.

Doch wenn es auch derselbe Gott ist, der in dem Bewusstsein und der Verkündigung des Herrn Jesu, und in den Schriften des alten Bundes uns begegnet, so ist doch nicht zu leugnen, dass uns ganz anders zu Mute wird, wenn wir Jesum, als

wenn wir Mosen, oder selbst auch die Propheten von dem lebendigen Gotte zeugen hören. Dies hat darin seinen Grund, dass in den Tagen des Gesetzes mehr die Majestät und Heiligkeit Gottes das Bewusstsein der Frommen erfüllte, und, dem göttlichen Welterziehungsplan gemäß, erfüllen sollte; in den Tagen der Gnade dagegen, nach der Erscheinung des Mittlers, mehr die Liebe Gottes in den Vordergrund tritt, und seine Leutseligkeit ihre Verklärungshöhe ersteigt und ihren Triumph feiert. Hört des Herrn Wort in unserm Texte! „Niemand“, spricht Er, „erkennt“, (nicht bloß: kennt,) „den Vater, denn nur der Sohn“; – (beachtet wohl diese höchst bedeutsame und majestätische Selbstbezeichnung!) – „und wem es der Sohn will offenbaren.“ – Welche selige Offenbarung aber ist es, die uns zu den Füßen des Sohnes und durch Ihn zu Teil wird! Nicht allein, dass da erst Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit ihren vollen Glanz vor uns entfalten; wir schauen Ihm da auch erst recht ins Herz, ins volle Vaterherz, und wie ein weites unergründlich tiefes Meer tut in dem Werke der Erlösung seine Barmherzigkeit sich vor uns auf. Er regiert die Welt; aber auch dich und mich. Er zählt die Sterne; aber auch die Häupter seiner Menschenherde. Er lenkt, dass es seinen Zwecken diene, das Weltall im Ganzen und im Großen; aber unsre, der Einzelnen, Schritte und Tritte auf dem Lebenswege auch. Er liebt den Eingebornen, den Sohn seines Wohlgefallens; aber mit gleicher Liebe umfasst Er um Seinetwillen uns, des Sohnes Erlöste. Ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserm Haupte. Keine Träne taut von unserm Auge, die Er nicht beachtete. Es trifft uns kein Geschick, oder Er fügte und verhängte es; und unsre Tage alle sind auf sein Buch geschrieben, wie lange sie währen, was sie uns bringen, und wie sich Licht und Schatten in ihnen mischen sollen. Und wie seine Hand über unserm Haupte, sein Auge über unsern Wegen, so ist sein Ohr an unserm Munde. Er hört auf unsre Gebete, und erhöret sie. Zwei Jahre hindurch haben wir allsonntäglich gebetet um den Frieden der Welt. Hätten wir es auch nur zeremonialisch getan, – was ich übrigens nicht behauptete, – so kenne ich doch wenigstens Einen, der aus der Tiefe gebetet hat. Und siehe! setzt bricht der Stern des erbetenen europäischen Friedens wirklich durch's Gewölk. Die Welt sieht ihn dämmern, und ruft: „Es ist ein Wunder!“ – Und Keiner noch hat's je mit dem Gebete einmal ernstlich versucht, der nicht öfter, denn ein Mal, wie Josua einst in sein Geschichtsbuch, so in sein Tagebuch hätte schreiben müssen: „An diesem Tage gehorchte Gott der Stimme eines Mannes“; und dem nicht Anlass um Anlass zu Teil geworden wäre, zu besiegeln das Psalmwort Davids: „Du, Herr, erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir“, und aus seliger Erfahrung heraus zu bezeugen: „In der Verborgenheit meines Kämmerleins wohnest Du, Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, und dein Auge ist Tag und Nacht über mir geöffnet!“

Seht, Brüder, als einen Solchen offenbart uns der Sohn den himmlischen Vater. Als einen solchen väterlichen Gott, der uns auf Liebesarmen trägt, bis Er uns hinüberträgt in das große Friedenshaus jenseits der Wolken, erfahren wir Ihn in des Sohnes Gemeinschaft. „Ach, dass auch ich Ihn so erführe!“ seufzt wohl da und dort unter euch mit stillem Harme eine vereinzelte Seele; „aber wie“, fügt sie hinzu, „gelange ich zu solchem Glück?“ – Der Weg, Freunde, ist dahin gewiesen. – Der edle Waffengenoss, ihr lieben Krieger um mich her! dessen sterbliche Hülle ihr in verwichener Woche unter den Klängen des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht“, feierlich zu Grabe geleitetet, kannte den Weg, und setzte zu seinem Glücke seinen Fuß auf ihn. O könnte er, der Selige, euch heute predigen! Ich wüsste wohl, wie seine Parole, und wie sein Kommandowort an euch lauten würde. – Ihm nach! – Wem der Vater geoffenbart werden solle, in den

Worten, die unserm Texte folgen, steht's deutlich geschrieben. Wie lauten diese Worte? – Euch allen sehr bekannt. Der Sohn spricht: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich bringe euch zur Ruhe!“ – O, uns allen geschehe also!

Amen

VIII.

Die Theologie des Sohnes Gottes.

III. Betrachtung:

Christi Zeugnis vom Zweck seiner Sendung.

Gehalten am 10. Februar 1856

Johannes 14,6

Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.

Die heilige Passionszeit, die feierlich ernste, nahm ihren Anfang, und grüßt uns mit ihrem bedeutsamen: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“ Es ist dies die Zeit, in der sich die Kirche auf's neue auf die letzten Gründe ihrer Erlösung, ihres Heils und ihrer Lebenshoffnung besinnt. Und wo entdeckt sie diese Gründe? Seit achtzehn Jahrhunderten nirgends anders, als in dem Hohenpriestertume und dem blutigen Opferwerke des Sohnes Gottes. Das Zeichen, welches sie während dieser feierlichen Wochen in den Vordergrund stellt und hoch erhöht, ist darum das Kreuz; und das Geringste, was sie von Alters her in dieser heiligen Zeit von ihren Gliedern fordert, ist Sammlung der Gedanken, andächtige Meditation, innere Sabbathstille, und Enthaltung von den Zerstreuungen und Tändeleien dieser Welt. Denen, welche sich Jesum nur als einen Lehrer denken können, wird freilich mit einer sechswöchentlichen Betrachtung seiner Leiden zu viel getan scheinen. Und in der Tat geschähe des Guten damit zu viel, wären Jesu Leiden nur Märtyrer- und Exempelleiden gewesen, denen nach Gottes Willen ein anderer Zweck nicht zum Grunde läge, als dass sie uns für unser eigenes Verhalten in trüben und schweren Tagen Maß und Muster geben sollten. Aber wo wird uns Anlass, die Passion des Herrn nur aus diesem oberflächlich moralischen Gesichtspunkte zu betrachten, und Ihn selbst uns lediglich als Lehrherrn, oder auch als Propheten vorzustellen? Wohl gehörte auch das Lehren wesentlich mit zum Zwecke seiner Sendung. „Ich bin dazu geboren,“ spricht er zu Pilatus, „und dazu in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll.“ Mit großer Freude liehen wir Ihm vor vierzehn Tagen unser Ohr, da Er uns sein Bewusstsein von dem Dasein eines persönlichen Gottes, seines himmlischen Vaters, enthüllte, und uns über das Verhältnis Gottes zur Welt die entzückendsten Aufschlüsse erteilte. Ein arger Irrtum aber wäre die Voraussetzung, dass Er nur erschienen sei, um uns den Vater kennen zu lehren, und dann die Sorge, wie wir denselben im Wege der Erfüllung seiner Gebote

uns befreunden möchten, uns selbst zu überlassen. – „Dazu kam er also nicht?“ – O nein! Die Aufgabe, die Er zu lösen übernahm, war nicht, nur ein Wegweiser zur Gnade Gottes uns zu werden; sondern vielmehr, diese Gnade uns zu erwirken, das Wohlgefallen des Gottes, dessen Majestät wir beleidigt, uns wieder zuzuwenden, uns, die Gott entfremdeten Sünder, in die segensvolle Gemeinschaft seines himmlischen Vaters zurückzuführen, und in das durch die Sünde eingebüßte Kindesrecht in des Vaters Hause uns wieder einzusetzen.

1. Erschien Er hierzu in der Tat? – und
2. In welchem Wege hat Er diese Ausgabe gelöst?

Sehet hier, Geliebte, die beiden schwer wiegenden Fragen, auf welche uns heute – nicht ein Apostel, noch ein Prophet, noch ein Bekenntnisbuch der Kirche, sondern Er selbst, der von sich sagen durfte: „Ich bin die Wahrheit,“ untrüglichen Bescheid erteilen wird. Dieser Bescheid bilde denn den Inhalt unsrer dritten Betrachtung über die „Theologie des Sohnes Gottes.“ Der Geist des Herrn aber öffne uns für das Zeugnis Immanuel das innere Ohr, und schaffe demselben mächtigen und nachhaltigen Widerhall in unserm Herzen!

1.

Zurück zu den vier Evangelien, die, wie Ihr wisst, für eine Weile unsre ganze Bibel sind! Zurück in das Erdenleben unsers Herrn, wie es dort in urkräftigen, lebensfrischen, und nichts, als Wahrheit atmenden Zügen und Szenen an uns vorübergeht! Seht, da steht Er vor uns, der Erhabene, nach dem wir fragen. Bald ist's in Städten und Flecken, in Schulen und Hütten, bald unter Gottes freiem Himmel, auf Feld und Flur, auf Hügeln und am Ufer des Sees, wo Er uns entgegen tritt. Überall erscheint Er so hehr, als leutselig, so Ehrfurcht gebietend, als Vertrauen erweckend und Liebe zündend. Ein Einzigartiger steht Er da. Dies fühlen die Feinde sowohl, wie seine Freunde. Allerdings, Er predigt, Er lehrt, und zwar, wie alle bezeugen, die Ihn hören, „gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Wie die Urschöpfung der Welt, ebenso nimmt auch die Neuschöpfung derselben, die geistliche, mit einem: „Es werde Licht!“ ihren Anfang. Beachtet aber wohl, wie der Herr das Lehren und Predigen nicht schulmäßig, als ein Dozent, sondern nur gelegentlich, ja, fast möchte ich sagen: nur nebenher; das Heilen, Helfen und Erretten dagegen als seinen eigentlichen und hauptsächlichen Beruf betreibt. Überall, wo ihr Ihn trifft, seht ihr Ihn umlagert von Hilfsbedürftigen, Siechen und Elenden aller Art, und recht in seinem Elemente scheint Er nur da zu sein, wo Er Blinde sehend, Taube hörend, Lahme gehend, Aussätzige rein machen, Tote auferwecken, und überhaupt Wunden heilen und Tränen trocknen kann.

Was beabsichtigte Er mit diesen Liebeswerken? Ihr sagt: „Ein Vorbild uns aufzustellen für unser eigenes Verhalten gegen Notleidende und Bedrängte.“ – Gewiss, auch dies! Aber darin das Ganze seines Zweckes erkennen zu wollen, würde doch nur von einer überaus oberflächlichen Anschauung zeugen. Sind doch auch wir nicht einmal im Stande, Wunder zu wirken, wie Er sie wirkte. Wie könnte Er uns darum in ihnen eine Norm für unsre Betätigungen haben geben wollen? – Nein, laut seiner eignen Aussagen verrichtete Er Seine Heilstaten

➤ allerdings zuerst, um durch sie Seine höhere Sendung und Seine göttliche Sohnschaft zu bekunden, wie Er u. a. Johannes 14,11 selbst bezeugt: „Glaubet mir, dass

ich im Vater und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen.“

➤ Dann aber sollten die Zeichen, die er tat, als den Ihn charakterisieren, der nicht bloß erschienen sei, uns Großes zu lehren, sondern vor allen Dingen Großes an uns zu tun; und hieraus war es zu allermeist mit jenen seinen Werken abgesehn. Was aus den entferntesten Winkeln des Landes die Volksmassen zu Ihm in Bewegung setzte, war weniger der Ruf, der von Ihm als von einem großen Propheten, als der, welcher als von einem Manne, der für alles Rat wisse, von Ihm in's Weite gedrungen war. Ja, höchst beachtenswert ist es, dass Er solchen, die ein bloßer Wissensdurst zu Ihm trieb, wie dem Nikodemus, dem reichen Jüngling, den Griechen zu Jerusalem und anderen in einer Weise zu begegnen pflegte, aus der sie gleich abnehmen mussten, dass er kein Präzeptor und Schriftgelehrter, sondern ein Arzt, ein Heiland sei. Von vornherein legte Er es darauf an, in solchen Leuten Bewusstsein ihres Elends und gründliches Heilsbedürfnis zu erwecken, um sie dann tatsächlich an der wundertätigen Kraft des Himmelsbalsams, den Er ihnen reichte, inne werden zu lassen, wer Er sei, und wozu in die Welt gekommen.

➤ Lasset ferner nicht unbemerkt, wie Er überall das Heil der Menschen für Zeit und Ewigkeit an das Verhältnis knüpft, welches sie, nicht zu seiner Lehre, sondern zu Ihm selbst, zu seiner Person, einzugehen gewillt sind. Wer von Ihm nicht wissen, und auf Ihn sich nicht lehnen und verlassen will, für den weiß Er so wenig Rat, dass Er ihn unbedingt verloren gibt, ob ein solcher auch zur Lehrfahne aller Propheten und Apostel schwören wollte. Den Aposteln und Propheten schreibt Er nur das Amt lebendiger Wegesäulen zu, denen als solchen etwas Anderes nicht obliege, als Ihm, dem Urquell alles Heiles, die Kinder Adams zuzuweisen. Er ruft, wie keiner vor Ihm je zu rufen sich hätte unterfangen dürfen: „Kommt her zu mir; – ihr wollt zu mir nicht kommen, dass ihr das Leben haben möget.“ – „Nun,“ wendet ihr mir ein, „was will Er damit sagen, als: Ihr wollt euch von mir nicht weisen, nicht belehren lassen?!“

Aber ist dies wirklich eure Meinung, so sagt mir, ob Er auch für einen Lehrer nur Sich erklärt, wenn Er spricht:

„Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist?“ wenn Er daherruft:

„Das ist Gottes Wille, dass, wer den Sohn siehet, und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben;“ wenn Er bezeugt:

„Also hat Gott die Welt geliebt, dass Er seinen eingebornen Sohn gab, auf dass alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden; – und wenn Er weiterhin erklärt:

„Ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir kommt, den wird nimmermehr hungern; – alles, was mit der Vater gibt, das kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen;“

„Ihr werdet sterben in euern Sünden, so ihr nicht glaubet, dass Ich es sei;“

„Ich bin die Tür zu den Schafen;“

„Ich, wenn ich werde erhöht sein, werde sie alle zu mir ziehn;“

„Ich will auf euch senden die Verheißung des Vaters;“

„Ich hinterlasse euch den Frieden, meinen Frieden gebe Ich euch;“

„Meine Schafe hören meine Stimme und Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen;“

ich sage: wenn ihr ein um das andre Mal solche und ähnliche Aussprüche und Versicherungen aus seinem Mund vernehmt, will es auch dann euch noch bedünken, Christus rede mit keinem höheren Selbstbewusstsein, als mit demjenigen eines Lehrers, Sittenpredigers und Tugendvorbilds? – Nein, das ist nicht möglich.

Wenn der Herr, wie durch seine eignen Zeugnisse jetzt festgestellt ist, uns nicht Lehrherr nur und Sittenmuster, sondern zugleich Heiland und Seligmacher ist, in welchem Sinne ist Er dies denn? Vor allem ist er es insofern, als Er in geheimnisvollen Wegen es ermöglichte, dass sein himmlischer Vater uns, die sein unwiderrufliches Gesetz verdammt und des Fluches wert erklärt, nichtsdestoweniger, unbeschadet seiner Gerechtigkeit, seiner Wahrheit, und der Ziemlichkeiten und Ordnungen seines Hauses wieder liebend umfassen, und unter die Zahl seiner Kinder und Hausgenossen zurückversetzen könne. Nirgends weist Christus uns geradewegs zu Gott. Vielmehr erkennt er tut's überall nur in der Gemeinschaft mit Ihm, dem Eingeborenen, die Berechtigung zu, uns Gottes zu getrösten.

„Aber der verlorne Sohn im Evangelio!“ wendet ihr ein. – Allerdings machte der sich auf, und wirft sich mit seinem zerknirschten Herzen unmittelbar in seines Vaters Arme. Lasset jedoch nicht unbeachtet, dass dies in einem Gleichnisse geschieht, in welchem die Vermittlung in bildlicher Weise nicht wohl dargestellt werden konnte. Hätte dies geschehen sollen, so hätte sich Christus selbst, der ja im Himmel und auf Erden der einzige Mittler und Sünderbürge ist, mit in die Parabel verweben müssen; und dies war schlechthin untunlich. Einen bloßen Menschen aber, etwa den älteren Bruder des bußfertig Zurückgekehrten, konnte der Herr unmöglich auch nur als Schatten des Vermittlers auftreten lassen, indem dadurch nicht allein das ganze Gleichnis entstellt, sondern auch der ärgste und bedenklichste Missverstand geflissentlich veranlasst worden wäre.

„Aber Johannes 10,26 und 27,“ ruft ihr mir zu, „sagt der Herr ausdrücklich: Alsdann, (nämlich, wenn der heilige Geist über euch wird ausgegossen sein,) werdet ihr bitten in meinem Namen; und ich sage euch nicht, dass Ich den Vater für euch bitten will: denn er selbst, der Vater, hat euch lieb.“ – Ja, so sagt Er. Aber leset weiter! Wie spricht er im folgenden Verse? „Darum (nämlich hat euch der Vater lieb,) dass ihr mich liebt, und glaubt, dass ich von Gott ausgegangen bin.“ Bemerket überdies, dass diejenigen, zu denen der Herr hier redet, solche sind, die „im Namen Jesu den Vater bitten werden.“

„Aber der Zöllner im Tempel,“ fährt ihr fort, „wendet sich doch mit seinem Gnadengesuche unmittelbar an Gott den Herrn?“ – Wenn ihr dies meint, Geliebte, so hat dies lediglich darin seinen Grund, dass ihr entweder nicht griechisch versteht, oder das Wort im Grundtext, welches unser Luther „sei mir gnädig“ übersetzte, euch nicht näher angesehen habt. Dieses Wort trägt den Mittler in seinem Schoße; denn genau übersetzt heißt es: „Gnade mir, o Gott, um des Versöhnopfers willen!“

Nein, es begegnet euch nirgends auch nur eine Stelle, in welcher ein Weg gewiesen würde, auf dem man mit Umgehung Christi in die Liebesgemeinschaft Gottes, des himmlischen Vaters, einzudringen vermöchte. Vielmehr bezeugt der Herr Jesus ausdrücklich: „Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden;“ und, wie

ihr eben vernahmt: „Um was ihr in meinem Namen (d. h. mit zuversichtlich vertrauender Berufung auf Mich,) den Vater bittet, das wird er euch geben.“ – Sich selbst erklärt Christus für den, der die Schlüssel des Himmelreichs besitze, und einst den „klugen Jungfrauen“, die Ihm mit brennenden Lampen entgegen gehn würden, die Pforte zum Vaterhause öffnen werde. Und damit uns nicht der geringste Zweifel übrig bleibe, in welchem Sinne Er unser Heiland und Erlöser sei, spricht Er in unserm Texte, nachdem Er sich vorher überaus bedeutsam als den „Weg“ und nicht etwa nur als den Wegweiser bezeichnet hat, ganz bestimmt, unbedingt, und unzweideutig: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“

2.

Wie aber, in welchem Wege und wodurch hat Christus uns den Zugang zum Vater eröffnet, und das verscherzte göttliche Kindesrecht uns zurückgebracht? Auf diese Frage vernehmen wir allerdings aus seinem eigenen Munde eine völlig erschöpfende und in abgeschlossene Lehrform gefasste Antwort noch nicht.

➤ Es gehörte jenes „Wie“ unfehlbar zu den Dingen, von denen Er zu seinen Jüngern sagte: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es noch nicht tragen.“ Einstweilen, und so lange Er noch auf Erden wandelte, genügte es Ihm, den Seinigen nur einen zwar tiefen und unauslöschlichen, aber doch erst allgemeinen Eindruck davon gegeben zu haben, dass sie Seiner und der Vereinigung mit Ihm zu ihrer Seligkeit nicht entbehren könnten. Dieser Eindruck war ihnen allen auch geworden. „Herr,“ rief in aller seiner Brüder Namen Petrus, „wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Doch ließ der Herr es mindestens an bedeutsamen Winken und inhaltsreichen Andeutungen auch darüber keineswegs fehlen, durch was und in welcher Weise Er zum Heiland und Erlöser der Menschheit werde vollendet werden.

Hört Ihn: „Ich,“ spricht er, „heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie wahrhaftig geheiligt seien.“ – Großes und tiefsinniges Wort! Wer verkennt's, dass es auf Stellvertretung ziele?

Hört weiter! „Des Menschen Sohn“, bezeugt Er, „ist gekommen, nicht dass Er sich dienen lasse, sondern dass Er diene, und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele.“ – Was wollt ihr mehr? Sein Blut war der Zahlpreis, um den Er sich uns zum Eigentum erkaufte.

Vernehmt ferner: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhte, (an eine kreuzförmige Panierstange nämlich), also muss auch des Menschen Sohn erhöht werden, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ – Wer versteht das nicht? Das Kreuz: das Zeichen unsrer Rettung! das blutige Kreuzesopfer: all unsres Heiles Grund!

Hört: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, sonst bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht!“ Welch ein bedeutungsvoller Ausspruch! Die Selbstdargabe Christi in den Tod erwirkte uns die Teilnahme an seinem Leben.

Hört ihn nochmals: „Musste nicht Christus solches alles leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn?“ – Also seine blutige Passion und Marter ein „Muss,“ wodurch die Gründung seines Gnadenreichs bedingt war!

➤ Gedenket vor allem aber an sein Nachtmahlswort: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“ Wie unverhüllt redet Er hier von dem Wege, auf welchem die Erlösung zu Stande kommen werde. Der Weg stellvertretender Genugtuung war es. Eine starke Ahnung, dass dieser Weg es sei, drängte sich unfehlbar auch damals schon den Jüngern auf. Zum Begriff jedoch, zur klaren entwickelten Erkenntnis vollendete sich in ihnen die Ahnung erst, nachdem sie die Feuertaufe des heiligen Geistes, des Geistes, der sie „in alle Wahrheit“ führte, empfangen hatten. Der Herr zeichnete ihnen einstweilen nur die Grundlinien des großen Geheimnisses hin, aus denen erst nachmals der ausgebildete und durchsichtige Lehrsatz sich aufbaute. Er selbst schlug nur die Vorakkorde des Lehrchors von der Versöhnung an. Nach Pfingsten erst tönt der volle Chorus aus dem Munde der Apostel uns entgegen.

➤ Da heißt es: „Christus hat uns erlöst vom Fluche des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns: denn es steht geschrieben: Verflucht ist, wer am Holze hängt.“

„Gott hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt;“ – und wie die große Zeugenharmonie vom Lamme und dem Heil in seinem Blute weiter lautet.

Was ist's nun, Geliebte, das ich heute euch bewiesen habe?

Ein Doppeltes;

❶ und zwar erstlich, dass Christus seinen eignen Bezeugungen nach nicht bloß als Weisheitslehrer und Tugendvorbild, sondern vor allem als Heiland der Welt, als Mittler und als Gottversöhner erschienen sei; und dann,

❷ dass, wiederum nach seiner eignen, unzweideutigen Versicherung, sein stellvertretender Gehorsam und sein genugtuendes Leiden und Sterben der Weg war, auf welchem Er zum Seligmacher der Sünder wurde.

Wenn Er nur als ein neuer Gesetzgeber gekommen wäre, mit welchem Rechte hätte Er dann zu seinen Zeitgenossen sagen können: „Selig sind die Augen, die da sehn, das ihr seht, und die Ohren, die da hören, das ihr hört: denn wahrlich, ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte haben begehrt, zu sehn und zu hören, was ihr seht und hört, und sahen und höreten es nicht?“ Fürwahr, Gesetz und Vorschriften hörten und sahen auch die Propheten schon genug!

Ja, hätte Christi ganzes Geheimnis nur darin bestanden, dass Er uns Gott den Herrn als einen liebevollen Vater nur kennen lehrte, was für einen Sinn würde alsdann das bekannte Gebet seines Mundes gehabt haben: „Ich preise dich, Vater, Herr Himmels und der Erden, dass du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast; den Unmündigen aber hast du's geoffenbart. Ja, Vater, also ist's wohlgefällig gewesen vor dir?“ An der einfachen Kunde, dass Gott ein gütiger und wohlwollender Vater sei, hätten ja sicher auch die Weisen und Klugen sich nimmermehr gestoßen.

Wie hätte es dann endlich auch zu den Aposteln heißen können: „Ihr werdet und müsset gehasset werden um eurer Botschaft willen?“ Wer hätte sie doch der Botschaft wegen, dass Gott väterlich milde und liebevoll auf die Menschen herniedersehe, hassen und verfolgen sollen? Sie aber verkündeten, es habe, damit Gott uns Sünder liebend umfassen könne, der blutigen Vermittlung seines Sohns bedurft; und diese Lehre ist freilich, wie den Griechen eine Torheit, so ein Ärgernis den Juden. – Auch uns? – O nein!

Wir – nicht wahr, Geliebte, – freuen uns des durch Christum uns bereiteten freien Zugangs zum Gnadenthron; wir frohlocken, dass wir einen Weg vor uns geöffnet sehn, auf dem wir, was immer unser Gewissen auch beschweren möge, uns vollständig vor Gott rehabilitieren, und in tiefem Herzensfrieden uns zu einem neuen Lebensanfang schicken können; und stimmen hinieden schon in den nimmer verstummenden Lobgesang der vollendeten Gerechten ein: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig, zu nehmen Preis, Anbetung und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Amen

IX.

Die Theologie des Sohnes Gottes.

IV. Betrachtung:

Der Mensch in Christi Augen.

Gehalten am 24. Februar 1856

Johannes 6,38 – 40

Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht dass ich meinen Willen tue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat! Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern dass ich es auferwecke am jüngsten Tage. Denn das ist der Wille des, der mich gesandt hat, dass, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

Du hast mir Arbeit gemacht mit deinen Sünden und Mühe mit deinen Missetaten!" So der Herr Jes. 43. Die heilige Passionsgeschichte enthält zu diesen Worten den erklärenden Kommentar. Was hat Er sich's nicht kosten lassen, der Herr, um unsere Erlösung zu bewerkstelligen und uns das Heil zu sichern! Ja, Ihm liegt an uns Adamskindern etwas. – „Wer sind wir?“ – Wir wenden uns mit dieser Frage wieder an Den, zu dessen Füßen wir unsern Sitz genommen, und vernehmen seine Antwort schon aus den Worten, die ich euch eben als unsern heutigen Textesspruch verlas. „Der Mensch in Christi Augen“, heiße das Thema unserer vierten Betrachtung über die Theologie des Sohnes Gottes.

Wir werden hören,

1. welchen Rang unter den Geschöpfen Gottes der Herr Christus dem Menschen beimisst;
2. was Er von des Menschen gegenwärtigem Zustande hält; und
3. worein er die letzte und höchste Bestimmung des Menschen setzt.

Wüsste ich doch nicht, was für ein Gegenstand geeigneter wäre, unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen, als der, der unserer heutigen Erwägung zum Grunde liegen wird. Es wird uns untrüglicher Aufschluss über uns selbst und unseres Daseins

Zweck gegeben. Hilfe Gott, dass wir dadurch zu der rechten, erleuchteten und heilwirkenden Selbstschätzung angeleitet werden.

1.

Schmachvoll ist es, wie in unsern Tagen eine Rotte unsinniger und von Gott verlassener Geister darüber aus ist, den Menschen, dies Ebenbild Gottes, herabzuwürdigen, indem sie ihn zu einem bloßen Produkt der materiellen Natur, ja, zu einer, nur etwas seiner organisierten, Bestie stempeln möchte. Nicht mehr aus Leib, Seele und Geist soll der Mensch bestehen, sondern nur aus „Stoff“ und „Kraft,“ und sein Vorstellen, Denken und Wollen nichts anderes, als eine mechanische Verrichtung seines „Zerebral – Systems,“ d. i. seines materiellen Gehirnes sein. Als ein Gebilde der unablässig blindlings schaffenden, und ihre Geschöpfe, wie der heidnische Gott Saturn, immer wieder selbst verschlingenden und in sich zurücknehmenden Natur taucht er, so lehren jene Schwätzer, wie die Schaumblase über dem Wasser, über der Oberfläche des Weltalls auf, um bald wieder dem Reiche des Nicht-Seins anheim zu fallen, und andern Gebilden seiner Gattung Platz zu machen. Ein wesentlicher Unterschied, sagen sie, bestehe zwischen der Pflanzen- und Tierwelt einer, und der Menschenwelt andererseits nicht. Die einzelnen Exemplare jener wie dieser hüben sich aus dem ewig gärenden Brodel der Weltkräfte nur empor, um nach kurzer Existenz wieder eingestampft zu werden, und in den Brei ihrer Urstoffe zurück zu kehren.

Mein Gott, welche Anschauung dies! Wer fühlt sich nicht in seinem tiefsten Innern entrüstet und empört? – Doch erkennt hier das Gericht des lebendigen Gottes. Ein Geschlecht, das sich mit der Zeit vor Hochmut nicht mehr zu lassen weiß, und über Gott, Gottes Wort und Gottes Gebot sich himmelhoch erhaben dünkt, ist dazu verdammt, sich andererseits wieder zu einer Schaumblase aus der Strömung der Natur, zu einer Eintagskreatur, zu einem Erzeugnisse aus Phosphor und Kot, ja zu einem Tiere mit nur etwas feineren Organen begabt, als seine vierfüßigen Gattungsgenossen, zu degradieren. Fürwahr, auf eine furchtbare Weise erscheint hier die Ironie des allmächtigen Gottes an den Menschenkindern. Ihr seht das Fluchwort hier erfüllt, das von der Höhe des Berges Ebal bis an das Ende der Tage dem Tross entgegen donnert, der dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs den Rücken kehrt. – „Der Herr,“ heißt es zu dieser Art, „wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Raserei des Herzens; und du wirst tappen am Mittag, wie ein Blinder tappet im Dunkeln!“ Und wie leset ihr Psalm 2,4? Auch dieser Ausspruch wird hier verständlich. Er gilt allen denen, die wider den Herrn sich erheben und seine Seile von sich werfen, und lautet: „Der im Himmel wohnt, lachtet ihrer, und der Herr spottet ihren.“

Wahrlich in der Anschauung der Heiden vom Wesen, Wert und Beruf des Menschen, in ihrem Glauben an des Menschen göttlichen Ursprung, und selbst in ihrer Menschenvergötterung war unendlich mehr Wahrheit enthalten, als in derjenigen unserer getauften Naturalisten.

Wer ist denn der Mensch? Wir wenden uns mit dieser Frage wiederum an Den, der alles ergründet und durchschaut, und überall das Rechte trifft. Er wird uns den Schleier lüften. In seinen Augen ist der Mensch das Meisterwerk der sichtbaren Gottesschöpfung, die edle Kreatur, die, wie die Münze das Bild des Königes oder Kaisers, so Gottes Bild und Aufschrift an sich trägt, und nur mit ihrem leiblichen Organismus dem Bereich des Stoffes angehört; in ihrem denkenden Geiste dagegen den Hauch des

Allmächtigen in sich birgt, und der göttlichen Natur teilhaftig ist. Der Herr der Erde ist der Mensch, nicht zur Mitleidenschaft mit der Natur gesetzt, sondern zur Herrschaft über sie berufen, und zum Gebieter über ihre Kräfte, nicht zu deren Spielwerk, ausersehen. „Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie?“ ruft der Herr im Blick auf alle andern Geschöpfe der Erde den Menschen zu. „Was hülfe es dem Menschen,“ spricht Er, „wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ – Hört ihr? Wäre der Mensch nur, was der ruchlose Mutwille unserer gottesleugnerischen Materialisten aus ihm machen möchte, so hülfe ihm die Welt ja eben alles.

„Fürchtet euch nicht vor denen,“ ruft der Herr uns zu, „die den Leib töten, die Seele aber nicht können töten!“ Was versteht Er unter der Seele, als die geistige Persönlichkeit des Menschen. Diese also ist Ihm in den Quell der Unsterblichkeit getaucht, und trotz Tod, Grab und Verwesung vor dem Untergange ewig gesichert. – „Gott leben sie alle,“ bezeugt Er, wo Er von Verstorbenen redet. Der Mensch ist Ihm für die Ewigkeit geschaffen, und für Strebeziele, die jenseits der Wolken stehen. Als den Hauptspiegel, in welchem die Herrlichkeit Gottes wieder leuchten will, sieht Er ihn an. Nach Andeutungen, die Er gibt, bildet der Adamssohn sogar Gottes vornehmstes Augenmerk; ja, – ich rede nicht zu stark, wenn ich sage: den „Mittelpunkt aller göttlichen Interessen,“ den „Hauptgegenstand der Regierungspläne Gottes.“ An ihm lässt Gott, – in seiner Wiederbringung namentlich und seiner Erlösung, – den ganzen Reichtum seiner Vollkommenheiten tatsächlich zur Offenbarung kommen. Ihm bestellt Er die heiligen Engel zu Wächtern und Dienern, wie denn der Heiland dieselben uns schon behütend und schirmend bei den Wiegen unserer Kinder beschäftigt zeigt. Ja, so viel galt das Menschenkind dem Herzen des Allmächtigen, dass dieser um seinetwillen aus dem Weltengewimmel des Universums den kleinen dunklen Planeten, „Erde“ genannt, zum Schauplatze seiner größten Gottestat und herrlichsten Liebeserweisung sich ausersah. Vernehmt die Anfangsworte unseres Textes. „Ich,“ spricht hier Einer, „bin vom Himmel herab gekommen,“ und ihr wisst ja, wer der „Ich“ ist. Es ist der ewige, vorweltliche, eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoße war. Der verließ seine Herrlichkeit, um – nicht in eines Engels, sondern, – o unermessliche Ehre, deren unser Geschlecht gewürdigt worden! – in unsere, der armen Menschen, Natur sich einzukleiden, und dann in eigener Person als Haupt, als Heiland, als Hirte, ja als Bruder uns Erdenpilgern sich zuzugesellen; nicht uns als einer Gesamtheit nur, sondern uns als den Einzelnen: denn jede einzelne Seele, auch die deine und die meine, wiegt unendlich schwer in Gottes Waage.

Seht Freunde, dies bezeugt uns, nicht etwa nur ein Dogma unserer Kirche, sondern Immanuel, der König der Wahrheit selbst. – Nein, nicht bloß dem Reiche der Materie, sondern zugleich dem Geisterreiche, nicht dem Reiche der Naturnotwendigkeit, sondern dem der Sittlichkeit und sittlichen Freiheit gehören wir an. Wir sind vermöge des denkenden Funkens in unserer Brust Gottverwandte, deren Leben nicht im Kreislauf, sondern in aufsteigender Linie sich bewegt. Wir schreiten, wie der Herr einst über die Wogen des Sees, so mit königlichem Gange über das Geflute der Vergänglichkeiten weg, und machen unsere Rechnung auf die Ewigkeit.

Wohl also gebriecht es uns an Ursache nicht, stolz darauf zu sein, (versteht sich: zur Ehre Gottes stolz,) dass wir Menschen sind. Und waren wir auch geringe und unansehnliche Leute nach dem Weltmaß: Tagelöhner, Knechte, Mägde, und Geringeres noch, so wisst ihr doch, dass ein Fürstenson, ein Prinz, ob er auch erst Fähnrich oder

Leutnant wäre, nichtsdestoweniger „Durchlaucht“ oder „Hoheit“ ist und bleibt, und dass von diesem seinem Geburts- und Standestitel diejenigen seiner augenblicklichen untergeordneten dienstlichen Stellungen verschlungen werden. Ähnlicher Weise verhält sich's mit uns. Auch noch in Lumpen gehüllt, ja selbst geistig zerlumpt, sind wir mehr noch, und stehen unendlich höher, als alle Kreatur, die uns umgibt: denn wir sind Menschen, zur Unsterblichkeit gezeichnet.

2.

So hoch wir aber auch um des uns aufgeprägten Stempels und der uns zugedachten Bestimmung willen unser Haupt erheben dürfen, so bleibt uns doch nur übrig, schamrot zu stehen und aufs tiefste uns zu beugen, sobald wir den sittlichen Zustand ins Auge fassen, in den wir, – wahrlich ohne Gottes Schuld, – hinein geraten sind. – „Sollte dieser Zustand denn wirklich ein so arger sein?“ Fragen wir wiederum den Herzenskündiger, den König der Wahrheit darnach, der wird uns das Zuverlässige darüber kund tun. Sein bloßes Erscheinen in der Welt sagt uns schon genug. Eine Rettungs- und Heilsmaßregel, so großartig, wie die Sendung des eingeborenen Sohnes in unser Fleisch und Blut, deutet wahrlich auf keine geringe Schäden, an denen die Menschheit leiden, auf keine unbedeutenden Gefahren, von denen sie bedroht sein müsse. Greift ein König seinen Kronschatz an, so ist dies gewiss ein Zeichen, dass die Not des Landes aufs höchste gestiegen ist. Und was tut Gott? Er opfert sein anderes Ich, den höchsten Gegenstand seiner Liebe, um uns zu retten, weil kein anderes Rettungsmittel zu diesem Zweck mehr ausreicht. Und begleitet nun den erhabenen Gast und Fremdling vom ersten Schritte seiner Erdenwallfahrt bis zum letzten, und sagt, ob nicht in jedem seiner Worte, in jeder seiner Taten sein Bewusstsein widerscheint, dass Er in einer Sünderwelt, und nur inmitten erlösungsbedürftiger Kreaturen sich befinde. Er kommt als Arzt, als Heiland, als Befreier, und bezweckt mit allen seinen Wundern und Zeichen andres nichts, als nach jenen Eigenschaften der Welt sich kenntlich zu machen.

„Ihn jammerte des Volks,“ hören wir die Evangelisten zum öfteren melden und sie bezeichnen damit in der Tat nur die vorwiegende Grundempfindung seines Herzens. Mitleidig ruht auf uns sein Auge. Der barmherzige Samariter im Evangelio ist sein Bild. In seinem Friedensfähnlein wehen die Worte: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Dass Er aber zu den „verlorenen Schafen,“ die er als guter Hirte zu suchen kam, alle, alle zählt, die von Adam stammen, darüber kann nicht einen Augenblick ein Zweifel sein. Wer es verschmäh, von seiner Retterhand sich erfassen zu lassen, der ist nach seiner ausdrücklichen Versicherung dem ewigen Tode verfallen. Nicht allein nennt Er den Satan einen „Menschenmörder von Anfang;“ nicht allein ruft Er sie: „So denn ihr, die ihr arg seid,“ der gesamten Menschheit zu; Er bezeugt auch ohne Umschweif und in der größten Allgemeinheit: „Niemand tut das Gesetz;“ ferner: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch“ (d. h. verderbter Natur teilhaftig;) ferner: „Die ihre leiblich Toten begraben, sind selber (nämlich geistlich) Tote.“ Er beteuert sogar, dass in das Reich Gottes niemand kommen könne, es sei denn, dass er „von Neuem geboren werde.“ Ja, Er erklärt den Menschen, wie er gegenwärtig beschaffen ist, für absolut unfähig und unvermögend, sich selbst zu helfen, und seine Seligkeit zu schaffen. „Bei den Menschen,“ spricht Er, „ist es unmöglich, und möglich ist es nur bei Gott.“ In unserm Texte sagt Er, Gott habe Ihm die verkommene und ratlose Sünderwelt übergeben, dass Er sie von

ihrem Fall wieder aufrichte, und zu ihrer ursprünglichen Gestalt sie erneute. An andern Orten hören wir Ihn bezeugen: Wer an Ihn nicht glaube, d. h. seiner rettenden Gnadenhand sich entziehe, der werde sterben in seinen Sünden. Es sei schon „gerichtet,“ wer sich Ihm versage. Ja, weggeworfen werde als eine erstorbene Rebe, wer in Ihm nicht bleibe, und nicht von seinem Leben lebe.

„Eine trübe Anschauung dies von dem Zustande der Menschheit!“ höre ich euch unter Kopfschütteln und Achselzucken sagen. Freilich, trübe, lieben Freunde; aber leider, nur allzu tief begründet. Schaut euch nur einmal ein wenig genauer bloß in der kleinen Sektion der großen Menschenmasse um, darin ihr lebt. Lasst über den gröbren Ausbrüchen sittlichen Verderbens, wie sie auch in dieser unserer Stadt zahlreich zu Tage treten: über den Freveln der Unzucht, des Ehebruchs, des Betrug, der Lästerung und anderen Werken der Finsternis immerhin den Schleier ruhen. Durchmustert nur die Kreise der Edleren nach dem Fleische. Ach, auch hier, in dieser anständigeren und gesitteteren Welt, wie viel Weltsinn, feiner Götzendienst, Hingegebenheit an's Nichtig, Herzensleerheit im Dienst des eitlen Wesens, selbstsüchtiges Gesuch und Streben, Unlauterkeit, Heuchelei, Lüsterheit, Hochmut, Neid, Hass, Afterreden, Intrige und Kabale, und was des Hassenswürdigen und dem göttlichen Gesetze Zuwiderlaufenden mehr noch ist! Und wie wenig himmlische Gesinnung, Gottesfurcht, reine Liebe, Inbrunst zu Gott, Lust an seinem Gesetz, Selbstverleugnung um seinetwillen, und Leben und Wandel in seinem Worte! O lasst nur das rechte Licht euch leuchten, wägt nur auf rechter Waage, und messet nur mit dem rechten Maß, mit demjenigen nämlich, das ihr von der Person Jesu, dieses Menschen, wie er sein soll und sein muss, um Gott zu gefallen, abnehmt. Messet damit – nicht andere nur, sondern auch, und zuerst euch selbst; und was gilt's? ihr werdet bald mit Bestürzung anzuerkennen euch genötigt sehn: „Ja, trübe sah der Herr darein; aber, wie in allen Dingen, so auch hier, wahr, ja, entsetzlich wahr! Wie unendlich fern stehen wir dem Ziele, zu dem wir geschaffen wurden! Wie tief sind wir entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist! Wie weit verschlagen von Gottes Wegen, und wie durchaus verkommen und zerrüttet! Elende wir! Wer erbarmt sich unser? Wer wird uns erlösen vom Leibe dieses Todes?!“

3.

Nun stille, Er ist schon zur Hand, nach dem ihr ausschaut! Aus unserm Texte tönt seiner Stimme Klang uns an. Er bezeichnet sich uns hier als den, der von seinem Vater ermächtigt und beauftragt sei, unsere Schäden zu heilen, und trotz alle dem, was uns jede Hoffnung rauben will, ja zur Verzweiflung uns rät, dem Ziele unserer ursprünglichen Bestimmung uns zuzuführen. „So, führte wirklich am jähen Absturz der Verdammnis noch ein Steg vorüber?“ – Ja, ja; und „der Steg und Weg bin Ich!“ ruft Christus. „Wir sind also noch nicht aufgegeben? Wir haben noch Bestimmung?“ O wohl; und zwar großartige und hehre. Eine Bestimmung, deren Herrlichkeit diejenige unsres paradiesischen Urstandes noch überstrahlt. Was Gott einmal über unsere Zukunft beschloss, das ließ Er auch von der Sünde sich nicht durchkreuzen. „Aber was ist's denn, das seinem Ratschlusse nach aus uns noch werden soll?“ – Großes, sage ich, muss es sein; denn der Herr Jesus rät uns, ehe wir's verscherzten, lieber, falls sie uns ärgerten, „Hand und Fuß,“ uns „abzuhauen,“ und das Auge uns auszureißen.“

„Ihr sollt vollkommen sein,“ spricht Er, „wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Denkt, welch ein Ziel dies! Er bezeugt vor seinem Vater: „Ich habe

ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast!“ Wer sind sie, die ihm hier vor Augen schweben? Nicht seine Apostel nur, sondern alle, die jemals in der Welt an ihn gläubig werden würden. Indem Er im Geiste seine Jünger schon in dem Bilde erschaut, das sie einst tragen werden, neigt Er in der feierlichen Nacht vor seinem Opfertage in Wohlgefallen und überwallender Freude zu ihnen sich nieder, und achtet's nicht unter seiner Würde, ihnen mit eigener Hand die Füße zu waschen.

O, Brüder, was schaue ich im Geist von ferne? – Siehe, eine unzählbare Schar, in verklärter Leiblichkeit, jedes einzelne Individuum derselben ein lebendiges Spiegelbild des Schönsten der Menschenkinder, von jeder Sünde rein, ohne Fleck und ohne Runzel! Vollendete Erkenntnis das Licht in seinem Haupt; die reine Gottesliebe die Flamme auf dem Altare seines Herzens; der Eifer um des Herrn Ehre das einzige Triebwerk seines Tuns und Lassens; in seinem Gewissen ein Friede „wie die Wasserwellen;“ sein Odem: Lobgesang, Weisheitsspruch, entzückende Rede; sein Gesichtskreis die wirkliche Welt des vollendet Wahren, Guten und Schönen in unermesslicher Mannigfaltigkeit der Formen; und sein ganzes Wesen mit Himmelskräften getränkt, um Werke Gottes zu vollbringen. So erscheinen sie alle, alle; und jeder Einzelne wieder trägt seine eigentümliche Signatur. Diese Herrlichen bei Gottes Thron, wer sind sie? Es sind die, welche der Heiland meint, wenn Er spricht: „Das ist der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, dass ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern dass ich es auferwecke am jüngsten Tage.“

Jetzt haben sie das Ziel ihrer himmlischen Berufung erreicht. Und welch ein Ziel! Sie leben in Gott, wie Gott in ihnen; und Licht ist das Kleid, das sie schmücket, Liebe ihr Pulsschlag, und Seligkeit die Lust, die sie atmen. Wem aber verdanken sie, was sie sind und wes sie sich erfreuen? Vernehmt ihren Hymnus! Des Anfang, Mitte und Ende ist und bleibt in Ewigkeit – das Lamm, das erwürgt ward. Jene erneuerte Menschheit, wie sie sich der Raupengestalt der alten entwunden hat, ist die Frucht der Lebens-, Leidens- und Todesarbeit Jesu Christi, und das Gebilde seiner Geistespflege. Hörtet ihr Ihn nicht sagen: „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt geboren ist.“ – Er deutete hiermit auf die Geburt des neuen Menschen, den Er im Wege stellvertretenden Gehorsams, Leidens und Sterbens Gott darzustellen erschienen war.

So wisst ihr denn, Geliebte, was der Adamssohn in Jesu Augen ist: was seinem kreatürlichen Range, was seinem natürlichen Zustande, und was seinem Berufe und seiner Bestimmung nach. Es ist das Urteil der höchsten und unbedingt entscheidenden Instanz, das ihr vernommen habt. Lasset euch darum durch kein unerleuchtetes Sophistengewäsch mehr irre machen. Vor allem aber seht alle zu, dass auch ihr werdet, was ihr werden sollt und könnt. Fragt ihr aber noch nach dem Wege, auf dem man zu diesem Ziel gelange, o, so schreibe euch doch der Herr mit unauslöschlichen Flammenzügen ins Herz das Wort, das ihr heute aus seinem Munde vernommen habt: „Das ist der Wille Dessen, der mich gesandt hat, dass, wer den Sohn siehet, und glaubet an ihn, habe das ewige Leben; und Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage!“

Amen

X.

Der Friedensschluss.

Predigt gehalten den 6. April 1856

1. Samuel 12,24

Fürchtet nur den Herrn, und dienet ihm treulich von ganzem Herzen; denn sehet, wie große Dinge er an euch getan hat.

So haben wir denn, geliebte Freunde, wieder ein Stück Weltgeschichte mit einander erlebt; ich meine dasjenige der beiden letzten Jahre, das vor acht Tagen zu seinem Abschluss gelangte. Freilich haben wir demselben nur aus weiter Ferne zugeschaut; aber nicht unberührt von ihm, und noch viel weniger dabei unbeteiligt. Auch in dieser historischen Begebenheit war der lebendige Gott; doch war uns und unserm Lande sein Angesicht nur freundlich zugekehrt. – Nein, Brüder, dass wir heute, als wäre in der Welt nichts vorgegangen, was unsre Gemüter in Bewegung setzte, in aller Ruhe den Faden unserer begonnenen Betrachtungen über die „Theologie des Sohnes Gottes“ wieder aufnehmen, um ihn weiter fortzuspinnen, das geht nicht an. Es möge dies, so Gott will, das nächste Mal geschehen. Heute müssen wir ein Fest feiern, und mit lautem Dank zum Herrn der Heerscharen des Friedensschlusses gedenken, der im Beginn der vorigen Woche einen blutigen und unsern ganzen Weltteil bedrohenden Krieg beendet hat, und es wohl verdient hätte, wie in andern Landen, also auch bei uns, wenn auch nicht mit Kanonendonner, so doch mit Posaunenton und Glockengeläute begrüßt zu werden. Denn auch für uns ist er ein großer, reicher Gottessegens; und wohl haben wir alle Ursache, das eben verlesene Wort Samuels an die Kinder Israel auch als an uns gerichtet anzusehen, das Wort: „Fürchtet nur den Herrn, und dienet ihm treulich von ganzem Herzen, denn sehet, wie große Dinge er mit euch getan hat!“ Wohl an, erwägen wir mit einander

1. die Wohltat selbst, die in dem Friedensschlusse uns zu Teil geworden, und
2. die göttliche Anforderung, die durch dieselbe an uns gestellt wird.

Der Gott alles Friedens öffne uns die Augen für die uns widerfahrne Gnade, und verleihe, dass sie die rechte Frucht in uns schaffen möge.

1.

Nicht immer ist ein Friedensschluss eine göttliche Wohltat. Eine Sünde kann er sein, wie z. B. die Kinder Israel sich schwer versündigt haben würden, hätten sie sich mit den Kanaanitern vertragen wollen. Ja, er kann einen Fluch in sich schließen, wie dies bei manchen Friedensschlüssen israelitischer Könige mit Syrern, Ägyptern und anderen heidnischen Völkerschaften zutraf. Es waren dies Friedensverträge, welche jenen durch Gottes Zulassung und Gericht nur zur Züchtigung und Bestrafung gereichten. Der Menschheit höchster Schatz ist nicht ihr Blut. – Der neueste Friedensschluss erscheint, von welcher Seite wir ihn betrachten mögen, als reiner Segen. Ein solcher ist er auch für uns; und nicht ist's allein die liebende Teilnahme an dem Wohlergehen anderer Nationen, die ihn uns feiern lässt. – Wir standen allerdings nicht mit im Felde. Wir waren zwar gerüstet und auf alles gefasst; aber unsre Schwerter blieben in der Scheide ruhen. Dennoch gingen auch wir sieggekrönt aus dem nun geendeten Kampfe im Orient hervor. Ja, wir gelangten ohne Blutvergießen zu einem herrlichen Triumph. Über wen? Über den scheußlichsten und verderblichsten Feind unsers Jahrhunderts: den Unglauben. Wir beteten: „Segne die Ratschläge des Königs, den edlen Frieden zu erhalten. Lenke die Herzen derer, denen die Leitung der Völker durch deine Hand anvertraut ward, zum Trachten nach Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens.“ So haben wir zwei Jahre lang gebetet, den König an unserer Spitze. Und ob auch manche nur geplappert haben, statt zu beten, und Unzählige nur beten hörten, so beteten etliche doch wahrhaftig und von Grund der Seele. Dass wenigstens einer so gebetet, weiß ich sicher. Der Zeitgeist verlachte uns. Es lächelten selbst manche noch unter euch, als wir in unsrer letzten kirchlichen Neujahrsbetrachtung die fröhliche Zuversicht äußerten, es werde Gott, und wohl noch vor Ablauf dieses Jahres, unser Gebet mit gnädigster Erhörung krönen. Man meinte, das eine Volk dürfe, das andere könne, und ein drittes werde nicht die Waffen niederlegen und Frieden machen. Ja, als schon der Friedenskongress zusammentrat, glaubten Tausende noch demselben zuzurufen zu dürfen: „Beschließet einen Rat, und es werde nichts daraus; beredet euch, und es bestehe nichts!“ und prophezeiten mit größter Bestimmtheit, dass die Kriegsflagge in den eingeleiteten Unterhandlungen nur neue Nahrung finden und nun erst mit voller Heftigkeit entbrennen werde. „Albernes Preußen,“ rief man uns zu, „mit deinem Gebet! Die Zeiten, da man die Geschicke der Völker noch an die Wolken knüpfte, sind vorüber!“ – Wir beteten fort. – Was sagt man nun? Das unmöglich Scheinende ist geschehen! Wir wurden erhört. Der Friede ward wider alle Berechnungen der Vernünftigen geschlossen, und Preußen steht da, ein beredter Zeuge, dass allerdings ein persönlicher, lebendiger, Gebet erhörender Gott im Himmel wohne, und hat den millionenköpfigen Goliath des gottesleugnerischen Zeitgeistes mannhaft aufs Haupt und aus dem Felde geschlagen. Sagt, ist dies nicht ein großer und ein schöner Sieg? Aber wer glaubt's? Unzählige, ich höre es, murmeln etwas vor sich hin, von „Ohngefähr“ und „zufälligem Zusammentreffen.“ Diesen Leuten ist freilich nicht zu helfen; wir müssen sie fahren lassen. Sie haben Augen, und sehen nicht, Ohren, und hören nicht, und verstocken sich selbst. Wer mag sie heilen? Wir dagegen fühlen uns durch das, was wir erlebt, ungemein in unserm Glauben gestärkt, und nehmen den Pariser Friedensschluss mit dankbar gerührtem Herzen hin als ein lautes, tatsächliches Amen Gottes auf unsre Bitte; und die Ewigkeit wird es bestätigen, dass wir dazu vollkommen berechtigt waren. Ja, Großes hat der Herr an uns getan. Gelobet sei sein heiliger Name!

Haben wir einen Sieg davon getragen ohne Schwertschlag, so haben wir – „Nun was hätten wir noch weiter?“ – Ehre haben wir eingelegt, ohne jemanden untertreten

zu müssen. „Ehre?“ fragt ihr stutzend. O ich begreife, dass euch befremdet, was ich da sage. Wie sind wir geschmäht, wie von Innen und von Außen her mündlich und schriftlich verunglimpft worden! Wir isolieren uns, sagte man uns nach. Wir schieden, so hieß es, durch unsre Zurückhaltung von dem europäischen Gleichgewichtskampfe aus dem Konzert der Großmächte aus. Wir opferten dem Neutralitätsprinzip, das wir befolgten, unser Mit-Entscheidungsrecht im Rate der Völker; ja wir büßten durch unsre Passivität die Achtung ein, welche bisher unserm Mute, unserer Entschlossenheit, und unserer Wahrhaftigkeit und Schlagfertigkeit gezollt worden sei. Wie oft hat man sich sogar erdreistet, mit solchen trüben Vorspiegelungen und Schrecknissen selbst die geheiligte Person des Königs zu bestürmen. Ja, es hat auch an noch stärkeren Versuchungen und Reizungen zu bewaffneter Parteiergreifung uns nicht gefehlt; und wie hat man hier und da getobt, und was all für Schmach und Unheil uns geweissagt, als auch sie überwunden, und dem Vater der Lügen seine Schlingen und Stricke vor die Füße geworfen wurden! – Und jetzt? – Jetzt stehen die Dränger, die so ungestüm zum Kriege rieten, tief beschämt. Jetzt sehen sie ein, dass ihr Rat ein Rat des Verderbens war, und, wenn er befolgt worden wäre, nur namenloses Unheil über uns hereingeführt haben würde. Jetzt geben alle Völker unserm Könige die Ehre, und rufen ihm anerkennend mit Salomo zu: „Ja, wer seines Mutes Herr ist, der ist mehr, denn der Städte erobert!“ Jetzt leugnet's kein Vernünftiger mehr, dass unsre gerüstete Neutralität Europa vor einem Brande behütet hat, der es wahrscheinlich viel ärger noch, als einst der dreißigjährige Krieg unser Vaterland, verwüstet, wo nicht gar verzehret hatte. Jetzt liegt es klar zu Tage, dass Preußen durch seine Stellung wie durch seinen Rat das Hauptgewicht in die Waagschale des Friedens geworfen hat. Das ganze Deutschland fühlt sich jetzt uns enger und inniger befreundet und verbunden, als je zuvor; und die Weisheit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der preußischen Politik, so wie unsres Königs Treue gegen einmal geschlossene heilige Bündnisse, hat nie in einer schöneren Glorie gestrahlt, als eben gegenwärtig. Die Nationen erkennen dies unverholen an. Unmöglich war's, dass unser Staat, obwohl am Kriege nicht unmittelbar beteiligt, von den Verhandlungen über den zu schließenden Frieden hätte ausgeschlossen werden können. Ja, man erachtet den Frieden erst für gesichert, nachdem auch Preußen die Urkunde desselben mit seinem Siegel schmückte. Was aber einst die Weltgeschichte tun wird, das ahnet ihr alle: sie wird mit ganz besonderm Nachdruck auf unsern König den herrlichen Namen eines „Friedensfürsten“ legen.

Sehet, Freunde, dies ist die Ehre, die nach aller ungerechten Schmach, welche wir erduldet, bei dem Pariser Friedensschlusse uns in den Schoß fällt. „Du bist hoch kommen, mein Sohns!“ heißt es zu uns, wie einst zu Juda, dem Sohne Jakobs. Was der Herr durch den Propheten Zephanja von den Verkannten Zions sagte, das hat sich auch an uns erfüllt. „Ich will sie,“ sprach er, „zu Lob und Ehren machen in allen Landen, darinnen man sie verachtet!“ Ja, Er hat's getan! Preis und Anbetung sei seiner Gnade!

Doch für ein Mehreres noch, als das Erwähnte, haben wir zu loben und zu danken. Wir machen in Folge des Friedensschlusses auch reiche Beute, und zwar ohne Raub und ohne Preiseinsatz von unsrer Seite. Denn sagt, kommt es nicht auch uns zu Gute, dass sich durch gnädige Lenkung des Gottes, von welchem einst Joseph sagte: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen,“ der Abgrund der Revolution – (und ihr wisst, wo wir den zu suchen haben,) wie es scheint auf lange Zeit gründlich geschlossen hat? Frommt's nicht auch uns, dass die europäischen Großmächte sich mit einander ausgesöhnt haben, und zur Wahrung und Festigung der öffentlichen Ordnung und Ruhe unseres Weltteils sich brüderlich die Hände reichten? Gereicht's nicht

auch uns zum Gewinn, wenn, was ja kaum ausbleiben kann, in Folge jener Ereignisse, Handel und Gewerbe einen erneuerten Aufschwung nehmen, Künste und Wissenschaften sich freier und fröhlicher entfalten, die zur Notdurft des Lebens erforderlichen Mittel im Preise sinken, und Mut und Vertrauen zu gemeinnützigen Unternehmungen wiederkehren und sich stärken werden?

O gewiss! Bedenkt jedoch, dass wir nicht bloß Bürger dieser Erde, sondern auch Christen und Protestanten sind; und wie sollten wir nicht als solche für eine preiswürdige Beute und einen kostbaren Schatz auch die neuen und schönen Hoffnungen erachten, die uns für die Ausbreitung und das Gedeihen des Reiches Gottes in dem weiten wüsten Reiche des Halbmonds aufgegangen sind? Jetzt wird ja endlich unsern Glaubensbrüdern nach all' den schweren Bedrängnissen, die sie seit Jahrhunderten im Lande des falschen Propheten erduldet haben, Raum und Freiheit werden. Scharen von Evangelisten gürten sich bereits, um, namentlich aus Großbritannien, welches im göttlichen Missionswerk immer noch den Vortritt hat, nachdem das Waffengerassel verstummte, mit dem offenen Evangelienbuche in der Hand in jenes Land hineinzudringen. Es wird sich hinfort der Mohammedaner, in dessen Herzen der Blitz des heiligen Geistes gezündet, und der zur Fahne des Kreuzes zu schwören entschlossen ist, nicht mehr um seines Glaubens willen mit Strick und Henkerbeil bedroht erblicken; und lange wird's nicht währen, so sehen wir, wie schon jetzt als prophetisches Symbol erhoffter künftiger Siege zu Konstantinopel der Grundstein einer protestantischen Kathedrale gelegt wird, in jenem Reiche geistlicher Verwesung unbehindert Christenkirchlein neben Christenkirchlein sich erheben, als ebenso viele liebliche Zeugen, dass die Totenerweckerstimme des göttlichen Osterfürsten nun auch bis dorthin sich Bahn gebrochen und den Weg gefunden hat. Sehet, Freunde, so stehen die Sachen. Wie, dass wir heute, am ersten Sonntage nach dem Friedensschlusse, nicht von Grund unsrer Seele ein Te Deum singen sollten!

2.

Doch damit allein ist, was wir schulden, noch nicht abgetragen. Die Wohltat, die uns zu Teil geworden, enthält noch andere Anforderungen für uns. Freilich gibt es lodderige Seelen, zu denen ich davon nicht reden kann: Seelen, in welchen alle geistige und sittliche Spannkraft dergestalt erlahmte, dass ihnen bei der Friedensbotschaft kaum ein anderer Gedanke kommt, als wie überaus langweilig hinfort die Zeitungen werden dürsten, und wie viel Unterhaltungsstoff ihnen abgehen werde, nachdem sie „telegraphische Depeschen vom Kriegsschauplatze“ nicht mehr zu erwarten haben. Es gibt andere, und auch an diese wende ich mich nicht, deren gemütliche Abgestumpftheit und Blasiertheit einen so hohen Grad erreichten, dass sie statt des Friedens lieber ganz Europa in Flammen aufgehend sähen, weil nur solch ein Schauspiel noch im Stande wäre, ihre erstorbenen Lebensgeister in etwa wieder zu erregen. Es gibt eine dritte Klasse, – und auch dieser habe ich diesmal nichts zu sagen, – die gleichfalls eine Fortsetzung, ja eine weitere Ausdehnung des Krieges viel freudiger begrüßt haben würde, als dessen Beendigung, weil eine dunkle Hoffnung sie besessen heilt, irgendwie im Trüben fischen zu können. Auch an diese Leute würde sich mein Mahnwort ja vergeblich richten.

Diejenigen nun, welche sich des Friedens aufrichtig freuen, preisen ihn freilich größtenteils nur in der frohen Aussicht auf die zeitlichen und materiellen Vorteile, die sie sich von ihm versprechen; doch dürften sie sich nicht umsonst beschwören lassen, das,

was ihnen Gutes widerfahren sei, aus einem etwas höheren Gesichtspunkt betrachten zu wollen. Wozu doch, ihr lieben Freunde, gibt der Herr unserm Lande Ruhe? Wozu nimmt er uns unverhofft einen so großen Teil unserer Sorgen für unsere zeitliche Zukunft ab? Wozu sammelt Er unsere Gedanken aus der Zerstreuung der politischen Wirren und Begebenheiten, und lenkt unsere Blicke und Betrachtungen aus weiter Ferne wieder auf uns selbst und in die kleine Welt zurück, in welche wir zunächst gestellt sind? Geschieht es nicht, damit wir nun um so ernstlicher uns auf unsern höhern Beruf besinnen, um so eifriger das, was zu unserm ewigen Frieden dient, beschicken, um so treuer an unsrer eignen, wie an der Heiligung der Unserer arbeitest, und um so geflissentlicher in aller Beziehung unser Haus für die Ewigkeit bestellen sollen? O sicher! Wir schulden uns hinfort dem Herrn und seinem Dienste doppelt; und wehe uns, ja dreimal wehe! Verkenneten wir dies, unterließen wir's, die neue Gnadenfrist', die Er uns zugemessen, nach seinem Willen auszukaufen, und würde nicht binnen kurzem in Stadt und Land, in Gesellschaft und Haus, in Sinn und Leben vieles, vieles anders bei uns und besser! Fürwahr, ein unbarmherziges Gericht müsste über uns Undankbare, Herzlose und Versteckte dann ergehen. Denn glaubt nur, Ihm, der uns mit solcher Gnade überschüttete, sind auch die strafenden und zerscheiternden Hände nicht gebunden.

Ihr lieben Kriegersleute, die ihr mich hier umgeht, habt freilich bei der Aussicht auf eine vielleicht lange Friedenszeit eure besonderen Empfindungen und Gedanken. Lasst euch aber nicht einfallen, zu denken, als könnte durch eine solche Friedensperiode euer Stand und Beruf an Bedeutung verlieren. Das sei ferne! Ihr seid die blitzenden Strahlen, in welchen die Majestät der Königssonne, die Glorie des Throns sich offenbart. Ihr seid mehr noch, als das: die Vertreter der jugendlichen Kraft, Wehrhaftigkeit und Treue des Landes, und als solche die hütet seiner teuer wertesten Kleinodien, ja, auch mit ungezücktem Schwerte, die lebendigen Säulen, von denen der ganze Bau der staatlichen Ordnung, Ruhe und Wohlfahrt getragen wird. Lasset jedoch nicht außer Acht, dass auch an euch die Friedenszeit ihre besonderen Anforderungen stellt. Sehet zu, dass ihr in derselben zu einer Ritterschar heranreist, die auch eine Musterung von Seiten Gottes nicht zu scheuen hat. Und kehrt ihr einst in eure Heimat zurück, so machet die Hoffnung wahr, die auf euch ruht, und in euch die verheißungsreichen Schlinge eines neuen, bessern Geschlechts, eines echt deutschen Volks der Zukunft erblickt: eines Volks wie seine Väter fest, ritterlich und treu, und gewurzelt in seiner Väter Glauben: dem allein seligmachenden an Jesum Christum und sein heiliges Evangelium. Und denkt nur auch nicht, als sei der Friede für die Ewigkeit geschlossen. Ist der europäische Himmel auch für den Augenblick wolkenfrei und klar, so liegt darin keine Bürgschaft, dass er dies immer sein werde. Die Rakete des einen Krieges brannte freilich aus; aber welch' eine Masse Zündstoffs für neue bleibt im Schoße der Zeit zurück! Ja, wenn mit dem äußern Frieden, dem politischen, den Völkern zugleich der innre, der Friede Gottes zu Teil geworden, wenn zugleich mit der Kriegsfackel das Unheil gebärende Feuer der Sünde erloschen, wenn mit der Revolution zugleich der Geist, der sie gebiert, aus der Welt geschafft, und mit der Meuterei auch der Meuterer und „Mörder von Anfang“, so wie das Reich der Leidenschaften, an das er anknüpft, ausgerottet wäre!

Aber bis dahin ist's noch weit. Nach dem Weissagungswort der Schrift stehen der Welt für die Zukunft noch Kämpfe bevor, unendlich brennender und verhängnisvoller, als die bösartigsten und schwersten, welche bis dahin die Erde gesehen haben wird: Kämpfe um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit; Kämpfe, in denen ihr nicht bloß Fleisch und Blut, sondern zugleich die Mächte der Finsternis, teilweise in scheinheiligem

Aufzug, in Schlachtordnung euch gegenüber erblicken werdet. In diesen Kriegen werdet ihr das Feld nicht behalten, es sei denn, dass ihr neben dem Schwerte und der Muskete noch ein Drittes, den lebendigen Christenglauben, mit auf den Kampfplatz bringt: denn dämonische Kräfte wird es dann zu überwinden gelten. Darum: „rüstet euch ihr Christenleute!“ – So heißt es zu euch; so heißt es zu uns allen. Umgürten wir unsre Lenden mit Wahrheit, legen wir an den Panzer der Gerechtigkeit, und ergreifen den Schild, mit welchem wir alle feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen können. Und wo wir gehn und stehn, schweben uns in leuchtender Schrift vor Augen das Wort Samuels: „Fürchtet nur den Herrn und dient ihm treulich und von ganzem Herzen; denn sehet, wie große Dinge Er mit uns getan hat.“

Amen

XI.

Gottes Racheengel und das Rettungszeichen.

Bußtagspredigt gehalten den 16. April 1856

Hesekiel 9,1 – 6

Und es rief mit lauter Stimme vor meinen Ohren, und sprach: Es ist nahe gekommen die Heimsuchung der Stadt, und ein jeglicher habe sein mörderlich Waffen in der Hand. Und siehe, es kamen sechs Männer auf dem Wege des Obertors her, das gegen Mitternacht steht; und ein jeglicher hatte ein schädlich Waffen in seiner Hand. Aber es war einer unter ihnen, der hatte Leinwand an, und ein Schreibzeug an seiner Seite. Und sie gingen hinein und traten neben den ehernen Altar. Und die Herrlichkeit des Gottes Israel erhob sich von dem Cherub, über dem sie war, zu der Schwelle am Hause; und rief dem, der die Leinwand anhatte und das Schreibzeug an seiner Seite. Und der Herr sprach zu ihm: Gehe durch die Stadt Jerusalem, und zeichne mit einem Zeichen an die Stirn die Leute, so da seufzen und jammern über alle Gräuel, so darinnen geschehn. Zu jenen aber sprach er, dass ich's hörete: Gehet diesem nach durch die Stadt, und schlaget drein; eure Augen sollen nicht schonen, noch übersehn. Erwürget Alte, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber: alles tot! Aber die das Zeichen an sich haben, deren sollt ihr keinen anrühren.

Dem ersten Tage geziemt ein ernstes Wort. Hesekiel, der gewaltigste der Propheten, der Herold der göttlichen Gerechtigkeit, bringt uns ein solches. Zwar 600 Jahre schon vor Christo ward's gesprochen; aber bis an das Ende der Tage hallt es fort, und heute grollt's wie dumpfer Donner über unsern Häuption. In dem Momente, da der Prophet diesen Posaunenstoß erschallen lässt, schmachtet er bereits seit mehreren Jahren mit Tausenden seiner Volks- und Glaubensgenossen in der babylonischen Gefangenschaft. Jerusalem jedoch steht noch aufrecht, aber hart von den Legionen der Chaldäer bedrängt. Da geschieht es eines Tages, dass der Seher Gottes plötzlich dem Geiste nach in die heilige Stadt entrückt wird. Aber wo ist die Heiligkeit der Stadt geblieben? Ja dem Gesichte, das Jehovah in bedeutsamen Bildern und Figuren an seinem innern Auge vorübergehn lässt, gewahrt er

1. Jerusalem's Sünden; dann
2. das herannahende göttliche Gericht; und endlich
3. den einzigen Rettungsweg für Israel und für **alle**.

Was er im Geiste gesehn, teilt er uns in den eben verlesenen Worten mit. Fassen wir es näher in's Auge. Die Anwendung davon auf uns wird sich von selbst ergeben. Schaffe nur der Herr der Wahrheit Raum in unsern Herzen, und kröne Er unser Wort mit nachhaltigem Segen!

1.

Nicht also dem Leibe, sondern nur dem Geiste nach, in einem Gesichte, sieht sich der Prophet nach Jerusalem versetzt. Da ruft ihm, wie wir im vorhergehenden Kapitel lesen, gebietend eine gewaltige Stimme zu: „Du Menschenkind, grabe durch die Wand!“ und er gehorcht dem Rufe, und durchgräbt im Geiste der Wohnungen, der heiligen Hallen, und sonderlich des Tempels Wände. Und wie er in's Verborgene dringt, welch Schauspiel, das da vor seine Blicke tritt! Hier eine Versammlung von Männern, die vor allerlei Schandgötzen die Knie beugen und ihnen das Rauchfass schwingen; dort am Boden kauernde Weiber, welche den Jüngling Adonis beweinen, d. h. um die Götter Griechenlands, dass sie nicht mehr die schöne Welt regieren, eine Toten- und Trauerklage halten; und da gar Älteste und Priester, die, statt gegen Abend, wohin, weil in dieser Richtung die Bundeslade stand, der betende Israelit sein Angesicht wenden musste, gen Morgen sich kehrten, um, dem gemeinsten Naturdienst hingegeben, die Sonne in ihrem Aufgang anzubeten. Also, wohin er die Augen richtet, Abfall von dem lebendigen Gott, Gottentfremdung, Abgötterei, sei's grobe oder feine. Seine Seele erbebt; denn er erblickt hier die äußere, dem Abgrund entsprudelnde Quelle aller andern Untaten, Sünden und Frevel, die ringsum in Israel geschehn.

Nun sagt aber, Freunde, ob ihr nicht auch in der heutigen Welt diesen schwarzen Born des Verderbens quillen seht? Sagt, ob ihr die giftatmenden Ströme und Bäche nicht wahrnehmt, die er nach allen Seiten hin und in alle Verhältnisse entsendet? – „Du Menschenkind, grabe durch die Wand!“ – Doch wozu erst im Verborgenen suchen, was nur zu handgreiflich bis aus die offene Gasse hinausschäumt? Tausende von Tatsachen stellen's außer Frage, dass die Zeit vorhanden ist, von der das prophetische Wort vorher verkündete, dass sie eine Zeit des allgemeinen Aufruhrs, nicht zwar gegen ein gefälschtes und nach Willkür zurecht gemachtes, aber gegen den Kern und Stern des wahren, gottgeoffenbarten Evangeliums sein, und die Welt in ihr sich von der Wahrheit kehren, und den Lügen glauben werde. Ja, der Grundschaten, an welchem auch das Geschlecht unserer Tage zum Tode krank ist, die treibende Wurzel der üppigen Sündenvegetation, die, in steigendem Maße uns beängstigend und mit Sorgen erfüllend, überall auch uns umwuchert, heißt: Entfremdung von Gott, Gottlosigkeit, theoretische und praktische, Naturalismus, Selbst-, Welt- und Menschenvergötterung. Schaut euch um, wer glaubt noch von ganzem Herzen an den lebendigen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und den Vater unsers Herrn Jesu Christi? Wer steht noch in innigem Gebetsverkehr mit Ihm? Wer fürchtet sich noch wahrhaftig vor seinem Worte? Wer hat statt der windigen Fahne einer seichten, selbstgemachten und in der Wage des Heiligtums zu leicht befundenen Moral zu folgen, noch Sein heiliges und unwandelbares Gesetz vor Augen und und im Herzen? Wer spricht noch mit David: „Herr, ich habe lieb die Stätte, da Deine Ehre wohnt“, und wer streckt noch nach andern und höhern Zielen sich aus, als nach den gemeinen eines irdischen Wohlseins, eines zeitlichen Gewinns und einer vergänglichen Herrlichkeit? Ach, es sind nicht mehr viele. Auf keinen Fall bilden sie die Mehrzahl unserer Zeitgenossen, zumal wenn noch diejenigen abgerechnet werden, die nur den Schein der Gottseligkeit haben, aber nicht das Wesen, und, nachdem sie vielleicht am Sonntag Morgen zu unserer Freude mit dem Gesangbuch auf dem Wege zum Gotteshause uns begegneten, am Abende schon acht in ganz andern Tempeln sich treffen lassen.

„Du Menschenkind, grabe durch die Wand!“ Eine Wand, eine gleißende Kulisse, ist der äußerliche Anstand, die ehrsame Lebensform, die

konventionelle Bildung, die Bekenntnis- und Gebärdenheuchelei. Grabet durch sie hindurch, und was steht vor euch? Ein unglücklich verblendet Volk von Millionen, genau besehn ohne Gott, ohne Glauben, und ohne Hoffnung in der Welt, fein oder grob dem Materialismus fröhnend, und gebildet oder roh um die goldenen Kälber der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffärtigen Lebens seinen Reigen führend.

O, wundert's euch noch, dass fast in allen Ländern, und leider! auch in dem unsern, die Gefängnisse und Zuchthäuser zu klein geworden sind, und einer Erweiterung bedürfen, ja verdoppelt werden müssen?

Wundert's euch, dass schon ein zum Erschrecken großer Teil unsrer Bevölkerung aus entlassenen Sträflingen besteht?

Wundert's euch, dass nur noch, wie jeder weiß, durch die Gewalt der ehernen Waffen die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten wird?

Wundert's euch, dass hin und wieder christliche Obrigkeiten zu der jedenfalls Gott missfälligen Maßregel, wie sie sagen, sich „genötigt“ gesehen haben, öffentliche Schand- und Lasterhöhlen nicht bloß zu dulden, sondern gar zu konzessionieren? Und dass fast allerwärts, und leider auch in dieser unsrer Stadt, die Errichtung von Asylen für verwahrloste Kinder und gesunkene Angehörige des weiblichen Geschlechtes, oft Bestürzung erregenden Alters, als ein schreiendes Bedürfnis sich geltend macht? Dass in steigendem Maße ein Geist der Pietätlosigkeit, ja der Verachtung aller Autoritäten, der göttlichen wie der menschlichen, die Welt durchzieht, der uns mit den gerechtesten Besorgnissen für die Zukunft erfüllt? Dass die Klagen über ungehorsame Söhne und Töchter, über widerspenstige Dienstboten und trotzig Untergebene immer lauter und allgemeiner werden, und all augenblicklich bald hier, bald dort Erscheinungen zu Tage treten, die uns eine allmähliche Auflösung aller Familienbände befürchten lassen? Dieses alles nimmt es euch Wunder? Mich wundert's nicht. Denn das steht durch die Geschichte fest, dass auch die raffinierteste Kultur, die vom Worte Gottes sich löst, und mit dem Unglauben sich vermählt, wenn auch langsamen, so doch sicheren Schrittes zur Zügellosigkeit, zur Gemeinheit, ja zur Barbarei führt, und dass die letzte, unausbleibliche Frucht des Abfalls von der geoffenbarten, positiven Wahrheit – die Korruption ist. – „Korruption!“ – Scheußliches Wort! Aber noch scheußlichere Sache, die es bezeichnet! Korruption heißt sittliche Verderbnis, Fäulnis und Verrottung. Finden sich Spuren einer solchen auch schon bei uns? – Die Welt will es behaupten. Gott gebe in Gnaden, dass sie daran lüge! Aber dass kerngesund unsre Zustände nicht mehr sind, liegt am Tage – Gott erbarme sich unser!

2.

Zurück zu unserm Propheten! Nachdem er zu Jerusalem im Geist die Wand durchgraben, und alle die Gräuel und Scheuel erblickt hat, die dort im Schwange gehen, schlägt abermals, wie Donner, eine Stimme aus der Höhe an sein Ohr; nur ist sie diesmal nicht unmittelbar an ihn gerichtet. „Gekommen ist“, so ruft die Stimme, „die Heimsuchung der Stadt, und ein jeglicher habe sein mörderlich Waffen in seiner Hand!“ Und siehe, eine neue Erscheinung taucht vor dem inneren Auge des Mannes Gottes auf, schauerlich anzusehn, und bis in die tiefsten Tiefen der Seele ihn erschütternd. Sechs dunkle Gestalten treten hervor, gemessenen Ganges, tief ernsten Angesichts; alle wie zur Schlacht gerüstet, ein jeglicher eine Tod und Verderben drohende Waffe in der Hand? – Wer sind die? Das sind Gerichtsboten Gottes;

das sind des Gottes Racheengel, der, weil Er liebt, auch zürnen und hassen kann, und von dem geschrieben steht: „Gericht und Gerechtigkeit sind seines Stuhles Feste.“ Sie bringen Jerusalem Unheil. „Gehet“, hört Hesekiel zu ihnen sagen, „durch die Stadt, und schlaget drein; eure Augen sollen nicht schonen, noch übersehn. Erwürget Alte, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber; alles tot!“ – Dem Propheten graust's. Er sieht: die bringen der heiligen Stadt Zerstörung, Schmach, Bande, Exil, Hunger, gewaltsamen blutigen Tod, und wohl noch Schlimmeres, als dies alles.

Wir, Brüder, atmen hier frei und freudig auf: denn, Gott sei's gedankt! Durch unsre Gauen ziehn noch solche Gäste nicht. – Indes besinnt euch! Wer lauert hinter unsrer Wand? Ihr kennt das dunkle Gespenst, die asiatische Seuche. Der Sommer kehrt zu uns zurück, der schöne Sommer. Aber mit ihm auch wiederum der Tod, der niedermähende, und sein Gefolge: Angst, Furcht und Schrecken, um des Sommers Freude uns zu vergällen. Besinnet euch! Wer lagert hart an unsren Grenzen? Der Hunger. O, wie uns Gott in seiner Hand hat! Ein Missjahr noch, dies Jahr nur noch ein solches, und Millionen, die schon jetzt unter des Lebens Druck und Sorge schmachten, sind verloren. – Besinnet euch! Was erzeugt sich unaufhaltsam wie eine immer weiter um sich fressende moralische Lagune inmitten der Völker? Ein hilfloses, jeder Heilkunst trotzendes, physisch und sittlich verkommenes Geschlecht, – ihr nennt es „Proletariat“, – in welchem die Verzweiflung ihren Thron errichtet; und die Verzweiflung ist eine schauerliche Macht, die Stahl und Eisen bricht. Besinnet euch! Woran hängt die Ruhe und Ordnung unsres Weltteils? An einem, wenn auch nicht mehr seidenen, so doch ehernen Faden. Worauf steht sie? Vielleicht auf wenigen Augen nur. Lieblich und beglückend umtönt uns in diesem Augenblicke das Geläut der Friedensglocken; aber nichtsdestoweniger fühlt ein jeder, dass Europa aus der Krise, aus der Gefahr noch lange nicht heraus ist. Nun aber sagt, ob ihr nicht auch durch dieses alles die dunkeln Gestalten durchschimmern seht, die Hesekiel einst im Gesichte sah; und könnte nicht auch im Blick auf uns, bevor wir's uns versahen, an sie sich der Befehl erneuern: „Gehet hin und schlaget drein; eure Augen sollen nicht schonen noch übersehn! Alles tot?!“

Doch Racheengel meine ich schon seht genug durch die Hütten der Menschen schreiten zu sehn. An göttlichen Gerichten mindestens, an geheimen oder öffentlichen, ist, wohin wir die Blicke wenden, nirgends mehr ein Mangel. Spähet nur umher! Hier der tiefe, unheimliche, mit Gott und der Welt zerfallene Unmut, der wie ein finstern Dämon Tausende unserer Zeitgenossen, – sie wissen selber nicht, von wannen und warum, – besessen hält. Dort das Raupengeschmeiß schwarzer Sorge und bitterm Haders, der den Baum des Familienglücks zerfrisst, und ach, unter wie manchem Dach ihn schon verdorren machte. Da die hoffnungslose Armut, wider die kein Mittel anschlägt, an welcher jede Hilfe scheitert, und die, wie ein Stein, der vom Berge niederrollt, alles dessen spottet, was sie auf dem Wege zum Abgrunde der äußersten Ratlosigkeit aushalten will. Wieder anderwärts die Desperation, die Verzweiflung, dies grässliche Ungetüm der Hölle, das alle die Selbstmorde erzeugt, welche uns immer aufs neue mit Einsehen erfüllen. Dieses alles sind ja nicht Grüße, mit denen göttliche Friedensboten über der Menschen Schwellen traten. Hier haben Racheengel ihr Werk; hier stehn wir vor Sündenstrafen und vor Sündenfolgen, welche mittelbar oder unmittelbar der richterliche Gott verhängte.

Und was soll ich von den geistigen Würgern sagen, die nach der Schrift gleichfalls auf das Geheiß des richterlichen Gottes kommen und gehn, und, ungesehn ihre Aufträge

erfüllend, die innerste Gemütswelt dermaßen zum Schauplatz ihrer verderbenden Tätigkeiten sich ausersehen?

➤ Ich nenne den Geist des „kräftigen Irrtums“, von welchem 2. Thess. 2 der Apostel spricht: „Darum, dass sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen haben, wird ihnen Gott kräftigen Irrtum senden, dass sie der Lüge glauben.“ Grauensvolles Schicksal! Die Leute, die von ihm betroffen werden, glauben endlich dem unsinnigsten Wahn, als wäre er die Wahrheit. Die Lüge heftet sich wie mit eisernen Klammern ihrem Geiste an; sie wird niet- und nagelfest in ihren Köpfen, und festigt sich in ihnen zur fixen Idee, an der sie endlich rettungslos des ewigen Todes sterben.

➤ Ich nenne den Geist der „Verstockung.“ Wo der von einer Seele Besitz nimmt, geht der letzte Rest von Empfänglichkeit für Gottes Wort und Evangelium verloren, und zum dünnen Stock wird da das Herz, zum empfindungslosen Stein für alles, was von Oben stammt, so dass da jene „kahlen Bäume“ zur Erscheinung kommen, die der Apostel Judas im Geiste sah, und die er als „zweimal erstorben“ als „ausgewurzelt“, bezeichnet, und weiter noch als „reif für das ewige Feuer“ hätte bezeichnen können.

➤ Ich nenne den Geist der Schlafsucht, von welchem Paulus Römer 8. bezeugt, wie auch ihn der Herr zuweilen sende, und durch den dem Menschen das Erhebendste zum Langweiligsten wird, das Beseligendste jederzeit nur Gähnen erregt und Ekel.

➤ Ich nenne den Geist der „Erbitterung“, wie er im letzten Stadium seiner inneren Entwicklung, oder vielmehr Verdüsterung, über Judas Ischarioth kam, und in ihm einen tiefen unaussprechlichen Hass entzündete, gegen wen? Gegen Christum, der ihm doch niemals was zu Leide tat. O ein schauerlicher Geist! Wer ihm zum Opfer fällt, dem wird auch unfehlbar einst des Judas Grabschrift: „Es wäre diesem Menschen besser, dass er nie geboren wäre!“

➤ Ich nenne endlich den Geist der Lästerung, der diejenigen, die in seinen Strick geraten, nie anders mehr, als mit frivolen, blasphemischen, ja liederlichen Nebengedanken an die heiligsten Dinge, die im Himmel und auf Erden gefunden werden, gedenken lässt. Seht, Engel der Rache sind auch dies, und ärgere als Krieg, Hungersnot, Pestilenz und blutiger Tod. Denn während diese nur den Leib verderben, und im schlimmsten Falle nur das zeitliche Leben zertrümmern können, verderben jene die unsterbliche Seele, und bringen den Menschen um das ewige Leben. Freilich gehn jene entsetzlichen Geister nicht aus von Gott, sondern von gar einem andern. Aber wo immer und immer wieder die Hand der rettenden Liebe zurückgestoßen wird, da geschieht's, dass Gott jenen Verwüster in seinem heiligen und gerechten Zorne endlich die Barrieren öffnet, freien Spielraum ihnen gibt, und zu ihnen spricht: „Gehet hin und schlaget drein; eure Augen sollen nicht schonen noch übersehn! Alles tot!“ Es bilden sich da innere Zustände aus, welche zugleich Sünde und Strafe, zugleich Schuld und Gericht sind; und nichts hindert uns, jene Geister den Racheengeln zu vergleichen, welche der Prophet einst im Gesichte sah.

3.

Euch schaudert? – Mit Recht, lieben Brüder, mit vollem Recht! Irre sich keiner, Gott lässt sich nicht spotten. Nicht im alten Testamente nur, sondern auch im neuen begegnen wir dem Worte: „Unser Gott ist ein verzehrend Feuer!“ Und nicht einen Jeremias nur hören wir seufzen: „Sei Du mir nur nicht schrecklich, meine

Zuversicht in der Not“; – sondern auch ein Paulus spricht: „Erschrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ – Aber wie nun uns salvieren, wie uns sicher stellen? – Gottlob, ich habe Bescheid auf diese eure Frage. Vernehmt! Wie unser Prophet in seinem Gesichte abermals die Augen aufschlägt, gewahrt er eine neue Erscheinung. Inmitten der sechs Gewaffneten, und dann an ihrer Spitze, wandelt ein Siebenter: eine hehre Priestergestalt, in schneeweißem Leinengewande, und ein Schreibzeug an seiner Seite. Und Gott der Herr ruft dem geheimnisvollen Manne mit lauter Stimme zu: „Gehe durch die Stadt Jerusalem, und zeichne mit einem Zeichen an die Stirn die Leute, so da seufzen und jammern über alle die Gräuel, die darinnen geschehn!“ Und der hohepriesterliche Abgeordnete beugt sich dem erhabenen Befehl, gehet hin und tut also. Und die er zeichnet mit seinem Zeichen, die rühret der Racheengel keiner an. Unter Gottes Flügeln ruhen sie geborgen, und in Zeit und Ewigkeit trifft sie kein Unheil mehr.

„Wer ist der wunderbare Zeichner? Und welches ist sein Zeichen?“

➤ Auf die erste dieser beiden Fragen findet ihr, wenn ihr euch ein wenig nur besinnt, die Antwort selbst; und auch auf die andere hättet ihr sie bald, verstehtet ihr den hebräischen Grundtext. Denn buchstäblich heißt es da: „Zeichne sie an die Stirn mit einem Tau.“ Dies aber ist der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets, der wie das griechische und lateinische T, das von ihm herkommt, ursprünglich die Gestalt eines Kreuzes hatte. Fasst ihr nun das Rätselwort? Merkt ihr, vor was für einem Mysterium ihr hier steht?

➤ Ja, Brüder, das Kreuz an eure Stirn! d. h. eingegangen in die lebendige Glaubensgemeinschaft mit Jesu Christo dem gekreuzigten Mittler, und durch Ihn in das Verhältnis der Kindesuntertänigkeit, der Kindesliebe und der Kindestreue zu Gott seinem himmlischen Vater; und dann – ziehet mit Frieden eure Straße!

„Aber wie geht man in diese Gemeinschaft ein?“ – Nehmt's an den Beglückten wahr, die zu Jerusalem das rettende Zeichen überkamen. Sie sahen die Gräuel, die um sie her geschah; aber sie machten sich nicht, wie unser Leichtsinn zu tun gewohnt ist, nur einen Gegenstand geselliger Unterhaltung oder selbstgefälliger Kritik daraus, sondern ließen sich dieselben tief zu Herzen gehn, und trauerten um den Schaden Josephs, aber nicht, als um einen fremden, sondern vor allem als um ihren eignen, und fühlten in der allgemeinen Schuld mit tiefster lebendigster Empfindung ihre persönliche. Sie wussten, was es vor Gott mit der Sünde auf sich habe, mit dieser Verunehrung Gottes, mit dieser Auflehnung gegen die allerhöchste Majestät und ihr unverbrüchliches Gesetz, und zitterten und bebten vor Gott; und ihr ganzes Verlangen ging nach Gnade und Erbarmen: nach Gnade für sich, nach Gnade für die mitschuldigen Brüder. Erkennet nun in diesem inneren Zustand die Bedingung, aber auch die unerlässliche, unter der sich der göttliche Hohepriester dem Menschen offenbart, sein Kreuz und seine Kreuzgestalt ihm lieb und teuer macht, und, eben in der gläubigen Hingebung an Ihn, zu der Er des Menschen Seele bewegt, das sicher stellende Rettungszeichen ihm an die Stirne drückt. O, dass der Herr an diesem Buß- und Bettage auch uns in jener Gemütsverfassung fände, und wir alle, in der Schuld des Landes zugleich die unsere erkennend, bußfertig und nach Gnade dürstend zu seinen Füßen lägen! Bald strahlte dann auch von unsrer Stirn die Signatur, vor welcher, während sie allen bösen Mächten Vorübergang gebeut, die Engel Gottes sich ehrerbietig neigen, wie sich die Pforten des Himmels vor ihr öffnen; und auch wir frohlockten freien und freudigen Gewissens mit

David: „Da ich meine Übertretung Dir bekannte, da vergabst Du mir die Missetat meiner Sünde!“

Amen

XII.

Gottes Friedensgedanken über uns.

Dankfest für den geschlossenen Frieden.

Predigt gehalten den 4. Mai 1856

Jeremia 29,11 – 14

Denn ich weiß, was Ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden. Denn so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.

F in Dank- und Freudenfest, Geliebte, vereinigt uns vor dem Angesicht des Herrn. Zum zweiten Male feiern wir, nur heute in Gemeinschaft mit unserm gesamten Vaterlande, und gleichsam in höherem Chore, den kürzlich zu Vollzug gekommenen europäischen Friedensschluss. Er ist es wert, und wir haben die Bedeutung, die er auch für uns im Schoße trägt, noch nicht erschöpft. Mit gutem Grunde geben wir den Worten, die ihr eben vernahmt, und die der Herr, welchen „seine Gaben und Berufungen nicht gereuen,“ durch seinen Seher Jeremias an die damals schon in der babylonischen Gefangenschaft schmachtenden, aber nichts weniger, als göttlich aufgegebenen und vergessenen Israeliten richtete, eine Anwendung auch auf uns. Denn wenn irgend etwas klar zu Tage liegt, so ist es das, dass Gott auch über uns noch Gedanken des Friedens hat, und nicht des Leides. Wohlan von Gottes Friedensgedanken über unser Vaterland und Volk wollen wir in dieser festlichen Stunde miteinander handeln, und

1. sehen, worin dieselben sich beurkunden, und dann
2. wozu sie uns verpflichten.

Der Herr lasse sich an uns nicht unbezeugt, und begleite unser Wort mit seinem Segen!

1.

Ja, Gott der Herr meint es wohl und treu mit uns. Dies besagt der Ausdruck: „Er hat über uns Gedanken des Friedens, und nicht des Leides.“ Die ganze Geschichte unsres Vaterlandes ist des Zeuge. Sie erscheint, wie die Geschichte Israels, als eine göttliche Führungs- und Erziehungsgeschichte von Anfang her. Wie Gott uns einst

wahrhaft wunderbar wie aus dem Nichts zu einem Volk erschuf; wie Er aus vielen zusammengeschmolzenen Rassen und Stämmen uns zu einer einheitlichen Nation von so markierter Physiognomie, von so hervorstechenden gemeinsamen Familienzügen, von so scharf ausgeprägtem volkstümlichen Charakter herausbildete, dass man sich in aller Welt ein klares und bestimmtes Bild von einem Preußen macht; wie Er mit einer Regentenreihe uns segnete, wie sie so durch mannigfaltigste Vortrefflichkeit hervorragend, und in so ununterbrochener und ausgedehnter Folge durch die Geschichte keines andern Volks der Erde sich hindurchzieht; wie er zwar in hundert Feueröfen des Krieges und anderer Drangsale uns hineinzuworfen für gut befand, aber nur, um uns gestärkt, geläutert und tiefer geeinigt aus denselben wieder herauszuführen; wie Er uns frühe schon, und zwar unvertilgbarer, als anderen Stämmen, die Engländer und namentlich die Schotten etwa ausgenommen, den Stempel des Protestantismus, d. h. des reinen unverfälschten evangelischen Glaubens an die Stirn drückte; wie Er durch uns unter Friedrich dem Großen das ganze deutsche Vaterland aus der drohenden Gefahr errettete, auf's Neue, und dann vielleicht für immer, unter die päpstliche Kirchentyrannie zurück zu geraten; und wie Er vor vielen andern Völkern uns zum Volke der Bildung, der Künste und Wissenschaften, und zugleich der ritterlichen Wehrhaftigkeit erhob: dieses alles stellt es ja gänzlich außer Frage, dass Gott nur Gedanken des Friedens über uns hatte und hat, und nicht des Leides.

Doch um dies zu erkennen, brauchen wir nicht erst in altersgraue Vergangenheiten zurück zu gehen. Erinnern wir uns nur an das, was wir zum Teil selbst erlebten; überblicken wir nur die lehren fünf Jahrzehnte unserer Geschichte: und überall her leuchten uns hell und unzweideutig die Fußstapfen göttlicher Freundlichkeit und Barmherzigkeit entgegen. Freilich hat der Herr uns tief gedemütigt Anno 6; aber nur, damit wir Anno 13 mit David rühmen könnten: „Wenn Du mich demütigst, so machst Du mich groß!“ Freilich schmettete Er uns furchtbar darnieder, weil wir den Glauben unserer Väter verleugnet hatten, und von Ihm und Seinen Wegen gewichen waren; aber kaum, dass wir anhoben, Ihm wieder unsere Knie zu beugen, wie richtete Er da alsobald uns wieder auf, und wie erhöhte Er das Horn unserer Macht und Stärke! Freilich ließ Er (8 Jahre sind's nun hin) unendlich Schmäähliches und Beschämendes für uns geschehen. Aber auch dies nur mit Absichten weiser, fürsorglicher Liebe. Wir bedurften einer erneuerten Beugung, wir, die wir zu hochmütig und zu sicher wieder unser Haupt erhoben; und so ward sie uns durch unsre eigene Sünde. Entsetzlichem freilich zog Er damals, damit es ungeschminkt in die Erscheinung trete, für eine Weile die Schranken weg. Warum aber tat Er's, als um von den verborgenen Schaden und Eiterbeulen, an denen Tausende und aber Tausende unsres Geschlechtes krankten, die Hüllen hinwegzuheben, und an alle wahren Freunde des Vaterlandes einen donnerlauten Aufruf zu vereinigter energischer Heilungstätigkeit zu erlassen, einen Ausruf, der auch nicht ohne Erfolg verklungen ist.

Mein Gott, was alles ist in dem Zeitraum, auf den ich deute, in unsern Gesichtskreis getreten! Wir haben da wieder an Hölle und Teufel glauben gelernt. Das Wichtigste aber und Bedeutendste, dessen wir damals inne geworden sind, ist das, dass über Nacht, dass schnell, wie man eine Hand umdreht, auch die raffinierteste Bildung und Kultur, und wäre es auch die preußische, in die vollendetste Barbarei umschlagen kann, (wir standen wahrlich schon mit einem Fuß darinnen,) wenn sie nicht im lebendigen, positiven Christentume wurzelt. Dies sollte uns ein für allemal mit unauslöschlichen Lettern ins Bewusstsein geschrieben werden; und nachdem wir es erkannt, ja mit Händen gegriffen, gebot Gott dem Abgrund, der sich unter uns aufgetan, dass er sich wieder

schließe; und er schloss sich. Und durch uns, oder lasst mich lieber sagen: durch euch, ihr Männer in des Königs Waffenrock, die ihr mich hier umgeht, schloss Gott ihn auch anderwärts: in Sachsen, Bayern und Baden; und schloss ihn gründlich. Keine Spur ist von den düsteren Erscheinungen, die damals durch unsere Gauen wogten, gegenwärtig mehr wahrzunehmen. Alles glich sich aus, ist wieder geordnet, ruhig und sicher, und zwar schon längst. Wer hätte damals gedacht, dass die aus allen Fugen und Angeln herausgerissene Welt je, und vollends so bald wieder, in ihre alte Ordnung zurück kehren werde? Und dennoch! Unser Staatsgebäude, unsere Kirche, unsere Bürgerordnung stehen wieder samt dem Thron unsres Königs so fest, wie je, wo nicht noch fester. Vom Herrn ist das geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. – „Ich weiß, was ich für Gedanken über euch habe,“ spricht der Herr. Ja Herr, wir wissen's auch: Gedanken des Friedens und nicht des Leides!

Gedanken des Friedens! O, unbezweifelt! Auf's lieblichste hat sich dies nun wieder in unsern allerneuesten Erlebnissen herausgestellt. Ein Friedensfest feiern wir heute, aber ein so eigentümliches, wie kaum je eins in der Welt gefeiert worden ist. Wir zogen in keine Schlacht; doch triumphieren wir heute über helle Haufen von Tausenden, die unser politisches Verhalten in dem Kriege feindselig anzufechten, ja frech zu lüstern wagten. Wir zückten kein Schwert, und dennoch haben wir, wie wir neulich sahen, Ehre eingelegt bei Gott und der Welt. Unsere junge Mannschaft marschierte nicht; aber einer blitzenden Lustspiegelung gleich erschien sie den kriegsführenden Mächten am fernen Horizont, und übte energischen Einfluss auf die Wendung und den Gang des Krieges. Wir schlossen kein Bündnis, weder zur Rechten noch zur Linken, und gerade da durch griffen wir wirksam in die blutige Fehde ein, setzten ihr Maß und Grenze, und bewahrten Europa vor einem Brande, der es verzehrt haben würde. Wir saßen nicht mit im Rate der Feldherren; und doch waren wir nicht minder kräftig und entscheidend mit darinnen, als einst der betende Moses aus dem entlegenen, einsamen Hügel der Wüste mit in der fernen Schlacht war, in welcher die Amalekiter von Israel geschlagen wurden. Wir warfen – doch nein, hier weicht der Plural dem Singular, – es warf der König, und er allein – nicht sofort das Schwert, (dies hatte ein langes, unberechenbares Unheil geboren,) sondern mit unserm Gebet das seine, und dann das schwere Gewicht seines weisen Ratschlages und seiner ersten königlichen Mahnung in die Waagschale des Kampfes, und siehe, da neigte sie sich zur Waffenruhe, ja zum Frieden. Und so zog denn bei uns, die wir nur im Geiste an dem Kriege Teil genommen, aber schon darauf gefasst waren, auch leiblich in den wilden europäischen Waffentanz mit hineingerissen zu werden, nicht über blutgetränkte Felder noch über Grabeshügelreihen unsrer Söhne, sondern nur über frühlingfrische Blumenmatten und verheißungsreiche Saatgefilde der holde Friede ein; ein Friede, der auch so manchem innern Krieg in unsrer eignen Mitte ein Ende macht: dem Kriege der Politiker für die Ost- oder für die Westmacht, dem Kriege der Kriegslustigen gegen die Friedfertigen und Neutralen, dem stillen Kriege der Malcontenten gegen die Schritte der Regierung, und so manchem sonst noch; ein Friede, der ganze Schichten düsteren Gewölkes von unserm Himmel fegt, ein Heer von schwarzen Sorgen, Ängsten und Befürchtungen auseinandersprengt, und einer Flut unnützen Geredes und Disputierens einen Damm setzt, um die daran vergeudete Zeit für Besseres zur Verfügung uns zu stellen. Fürwahr, wenn irgend ein Volk den Friedensschluss, den wir heute feiern, zu seinen Gunsten deuten und daraus folgern darf, dass Gott Gedanken des Friedens über dasselbe habe und nicht des Leides, dann sind wir's, den König mit dem frischen Ölbaumzweige uns die königliche Stirn an unsrer Spitze.

Ja, nicht zu bezweifeln ist es, dass Gott der Herr mit uns und unserm Volke noch Großes für die Zukunft vor hat. Ich meine nicht weltlich Großes, obwohl vielleicht auch dieses; ich meine geistlich Großes, d. h. Großes im Interesse des Reiches, dem endlich alle Reiche dieser Erde dienstbar werden sollen: des Gottesreiches, des Reiches unsers Herrn Jesu Christi. Unser Volk, das deutsche überhaupt, das preußische insbesondere, ist ganz dazu gezeichnet. Es trägt solche Signatur schon in der ihm angestammten Gründlichkeit, ferner in seinem männlichen Ernste, in seiner tiefen Wissenschaft und seinem reichen, ahnungsvollen Gemüte. Es trägt sie als das reformatorische Volk, das schon einmal der Welt die Fackel der reinen, ungetrübten Wahrheit vorangetragen hat, die Welt unablässig mit edlen Schätzen des Geistes und des Gedankens beschenkt, durch seine wunderbare, tiefe Sprache schon von Uranbeginn her, wie kein anderes Volk, für das Christentum prädisponiert war, und nach jeder Verirrung, zu der es etwa fortgerissen ward, immer wieder zur guten Stunde sich besinnt, und in das Geleise des Rechten und Gott Wohlgefälligen zurückkehrt.

Nach den Weissagungen der Schrift steht für die Zukunft noch ein wilder, wüster Welt- und Völkersturm bevor, ein Sturm, seiner innersten Richtung nach von einer Seite her wider die Kinder der Reformation, die Träger des reinen Schriftlichts, von einer andern Seite wider die Anbeter des Lammes, die lebendigen Bekenner des Namens unsers Herrn Jesu Christi. In der Offenbarung Johannis, und zwar in derjenigen Kapitel einem (es ist das zwölfte), die ihrer Erfüllung noch entgegen sehen, wird uns dieser Sturm geschildert. In einem prophetischen Gesichte erblickt der Seher Johannes dort einen großen, roten Drachen mit sieben gekrönten Häuptionen und zehn Hörnern, der das „Weib“, die wahre Gemeinde Christi, verfolgt, um sie zu verschlingen und von der Erde zu vertilgen. Aber ein „großer Adler“ leiht der Verfolgten seine Flügel, und sie entrinnt in ein Land und zu einem Volk, welches Gott ihr zur Bergungsstätte und zur Stätte der Ernährung bereitet hat. Mir ist's nicht zweifelhaft, was für ein Adler das ist, der dem Weibe seine Flügel leihen soll. Hat er doch seit 300 Jahren, gleichsam zum Vorspiel, gar manchmal schon den Bedrängten des Herrn seine Flügel geliehen und eine sichere Schutzwehr wider ihre Dränger ihnen dargeboten. Nicht zweifelhaft ist mir's, was für ein Land und Volk die Prophezeiung meint, an dem das Antichristentum in kirchlicher und unkirchlicher Gestalt sich brechen sollte. Schon manchmal brach sich an ihm wie die Macht des Unglaubens, die die Zeit beherrschte, so des Wahnglaubens Macht, die die Weltherrschaft anstrebte. Ich vertraue, es werde dasselbe zukünftig, und dann in größerem und weltgeschichtlichem Maßstabe, noch ein Mal geschehen. Ja, jener große apokalyptische Adler ist kein anderer, als derjenige, dessen Bild in unsern Fahnen weht, und das Land der Bergung ist dasselbe, welches in neuester Zeit noch den Vertriebenen aus dem Zillertale und den Verjagten aus Schleswig-Holstein seine gastlichen Pforten öffnete. Wir sind vollkommen berechtigt, auf uns die Worte unsres Textes anzuwenden: „Ich weiß, was Ich für Gedanken über euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass Ich euch gebe das Ende, des ihr wartet,“ d. h. dass ich euch dem Ziele eurer Bestimmung entgegen führe, und euch eine hoffnungsreiche, gesegnete und heilvolle Zukunft schenke!

2.

Unser Land und Volk also einst eine Burg der ewigen Wahrheit, eine Feste des Reiches Gottes, eine Ernährungsstätte für die Bedrängten und Verfolgten des geistlichen

Israels, und, damit es dies sein könne, ein Stapel- und Sammelplatz göttlichen Lebens, Lichtes und Trostes! Nein! darnach sieht's gegenwärtig noch nicht aus. Gleichen wir doch selbst noch einer von tausend Breschen durchlöcherter Stadt, und einer offenen, mit Tempeltrümmern bedeckten Steppe, durch welche die Fluten des Unglaubens und der Feindschaft wider das Evangelium des Friedens verheerend ihre Wogen wälzen. Augenscheinlich jedoch ist in neuerer Zeit auch bei uns eine Wendung zum Besseren eingetreten, und es geht auch über die kirchlichen Totenfelder unseres Vaterlandes ein Wehen, wie das Wehen des Schöpferodem, das auf dem Knochenfelde Hesekiels die verdorreten Gebeine wieder grünend machte. Freilich liegen noch Hunderte unserer Gemeinden in tiefem, geistlichem Todesschlaf versunken, oder schleppen sich im Schlendergange der alten falschen Aufklärung und der alten Gleichgültigkeit gegen Evangelium und Kirche fort, haben seit fünfzig Jahren nichts vergessen und nichts gelernt, und gehen heute noch in den Schuhen wo nicht eines Voltaire oder Rousseau, so doch eines Röhr, Bretschneider, und anderer Verfälscher und Bewässerer des Christentums. Ja, ganz anders muss es noch bei und mit uns werden, wenn nicht auch auf uns die Worte des Herrn im 18. Kapitel unsers Propheten eine Anwendung erleiden sollen: „Plötzlich rede ich von einem Volk und Königreich, dass ich es bauen und pflanzen wolle. So es aber Böses tut vor meinen Augen, dass es meiner Stimme nicht gehorchen will, so soll mich auch reuen des Guten, das ich ihm verheißen hatte zu tun.“

„Wie aber,“ höre ich sagen, „wird's anders mit unserm Volk, – und wann?“ – Antwort: einfach, sicher und bald, wenn jeder Einzelne mit der geistlichen Reform bei sich selber anfängt. Individuelles Besinnen, persönliche Bekehrung: dies ist's, was zunächst, was vor allen Dingen Not tut; Not zu des Einzelnen Seligkeit, Not, damit unser Volk die hehre Bestimmung erfülle, zu der es verordnet und berufen ward. Bedenke denn ein jeder, was zu seinem Frieden dient. Nehmet wahr und kaufet aus die angenehme Zeit und das Jahr des Heils, welche uns der Herr auf's Neue gönnen will. Nachdem die Friedenglocken über uns läuten, zieht kein Weltgetümmel unsre Gedanken von dem einen Notwendigen mehr ab. Keine Entschuldigung bleibt uns übrig, als sei unser Erdendasein in Tage gefallen, deren Geräusch und Gewirre die Einkehr in unser Herz, wie in das Wort des Herrn, uns erschwert, oder gar verhindert habe. Die Waffen schweigen und die Welt ist stille. Es ist Aussicht vorhanden, wenn auch grade nicht verbürgte, dass auch ihr lieben Soldaten, die ihr mich in großen Scharen hier umgeht, gleich anderen auf dem Siechbette, und nicht auf dem Schlachtfelde euren Lauf beschließen werdet. Die Trommel oder das Trompetengeschmetter versperrt dem Klang der Kirchenglocken, so wie den Harfentönen der Botschaft von Christo nicht mehr den Weg zu eurem Ohr. Ihr hört diese Töne deutlich durch; und euch Übrigen gönnen die Geschäfte des Friedens Pausen genug zu stiller Selbstschauung, zur Beschäftigung mit Gottes Wort, zur Übung in der Gottseligkeit und zum Gebet. O suchet denn den Herrn, weil Er noch nahe ist, und sich so gern, so herzlich gerne von euch finden lässt! Vernehmet seine holde, freundliche Stimme, wie sie euch aus unsrem Texte entgegen tönt: „Ihr werdet mich anrufen,“ spricht Er mit verheißungsreichem Munde, „und werdet hingehen,“ (nämlich befriedigt und in Besitz der Sache, um die ihr gebetet habt) „Ihr werdet mich bitten,“ „und ich will euch erhören.“ Welch köstlich Siegel hat Er uns tatsächlich auf dieses Wort gedrückt, indem Er uns, die wir Ihn um den Weltfrieden baten, wie lau wir Ihn auch größtenteils darum angerufen haben, wider alle Berechnungen menschlicher Vernunft jenen Frieden wirklich schenkte!

Und nun vernehmet sein Schlusswort: „Ihr werdet mich suchen,“ (o, möchte dies eine Weissagung sein über uns alle!) „und ihr werdet mich finden. Denn so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr!“ Wie lieb, wie leutselig, ja, wie väterlich zärtlich klingen diese Worte! „Von ganzem Herzen!“ – Ja, dies tut's, dies führt zum Ziel! So frage denn ein jeder nach Ihm von ganzem Herzen; so werde von ganzem Herzen denn ein jeder sein; und bald wird es in unsern Gauen erscheinen, das Volk, das seines Königes würdig ist, von demselben Geist, wie er, beseelt, durch unverbrüchliche Bande dankbarer Liebe für immer auf Leben und Tod mit Ihm verleiht, und auch, nachdem die stillen Kriege, z. B. der gesellschaftlichen Stände, oder der politischen Meinungen wider einander in einem göttlichen Friedensschlusse ihre Endschaft fanden, – vollkommen in lieb einig; – das Volk, auf das der Herr nur wartet, um an ihm in tausendfältiger Weise, seinen Namen groß zu machen und seine Tugenden zu verherrlichen; das Volk, auf welches die Worte Apostelgesch. 9,31 eine Anwendung erleiden: „So hatte nun die Gemeinde Frieden durch ganz Judäa und Galiläa, und Samarien, und bauete sich, und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Trost des heiligen Geistes;“ – das Preußenvolk, von welchem mit größerem Grunde noch, als einst von Israel, gesagt werden könne: „Wo ist so ein herrliches Volk aus Erden, das so gerechte Sitten habe, wie dieses Volk?“ O, dass es bald erscheinen möge, selbst ein Denkmal, ein lebendiges und weithin leuchtendes, des Dankes für alle Wohltat, womit der Allmächtige uns überschüttet, das walte Gott in Gnaden!

Amen

XIII.

Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet.

Erster Vortrag

gehalten

im evangelischen Verein zu Potsdam den 22. April 1856

Verehrte und geliebte Anwesende!

Über der politischen Welt lauten, Gott sei's gedankt, die Friedensglocken. Wann wird's geschehn, dass wir sie auch über der kirchlichen Welt ertönen hören? Es dürfte wohl noch eine Weile damit anstehn. Auf kirchlichem Gebiet übrigens lieber Sturm und Kampfgetümmel, als ödes Schweigen und fauler Kirchhofsfriede! – Gedenke ich Sie, Verehrte, im Geiste in die Bewegungen des neuesten Kirchenstreites einzuführen, warum geschieht es? Um der Neugier ein unterhaltendes Schauspiel zu gewähren? Das sei ferne! Wie vertrüge sich dies mit der Bedeutung der Sache, um die sich's handelt, mit dem Ernste der Zeit, in der wir stehen, und vollends mit dem Zweck und Charakter der Vorträge die wir in den Versammlungen unsres Evangelischen Vereins zu hören gewohnt sind? Nein, der Kampf, der ein Kampf ist nicht zweier Männer nur, sondern zweier millionenköpfiger Parteien der Gegenwart, berührt Sie alle überaus nahe, und bewegt sich um Fragen und Interessen, bei denen Sie persönlich im höchsten Grade beteiligt sind. Er ist ein Kampf um die höchsten und unveräußerlichsten Güter der Menschheit, und wird in seinem weiteren Verlaufe kaum jemandem unter Ihnen gestatten, sich neutral zu verhalten. Um Ihnen nun zu veranschaulichen, um was eigentlich sich's handelt, und für die Parteiergreifung, zu der Sie sich genötigt sehen werden, Ihnen einige leitende Winke zu geben, ersuche ich Sie, mir für eine Zeit lang auf die geistige Arena zu folgen.

Die beiden Vorfechter in dem Kampfe, von dem wir reden, sind der Wirkliche Geheimrat Bunsen, früher preußischer Gesandter in Rom, bis vor kurzem in gleicher Stellung zu London, ein gelehrter und reich begabter Mann, Diplomat und Doktor der Theologie; und der Oberkonsistorialrat Dr. Stahl zu Berlin, der Ihnen allen hinlänglich bekannt ist. Der Erstere warf in seiner Schrift: „Die Zeichen der Zeit“ den Fehdehandschuh hin. Der Andere, von jenem persönlich angegriffen, nahm ihn männlich und entschlossen auf. Um beide Propugnatoren haben sich, unter mannigfaltigen Sonderstandarten, Scharen von Parteigängern gebildet, welche täglich sich verstärken. Der Kampf hat erst begonnen. Wie wir hören, bewegen sich in diesem Augenblicke viele Federn, um ihn in den verschiedensten Richtungen fortzusetzen. Unter diesen auch Bunsens Feder. Welche Stellung ich in dem Streite eingenommen?

Gerne sähe ich mich von der Weisheit geleitet, welcher im 3ten Kapitel des Jakobusbriefes neben vielem andern Liebenswürdigen und Schönen auch das nachgerühmt wird, dass sie, „unparteiisch“ und „ohne Heuchelei“ sei. In weit

mehrere weiß ich mich eins mit Stahl, als mit dessen Gegner. Ja, in den wesentlichsten Momenten, um die sich's handelt, stehe ich entschieden auf des Ersteren Seite. Dennoch verkenne ich nicht, obwohl es von vielen meiner Brüder und Sinnesgenossen verkannt wird, dass auch Bunsen manches Wort geredet hat, dem der Name eines „Warte zur rechten Zeit“ nicht zu versagen ist. Nimmt doch Stahl selbst dies ein. Wider manches, sagt er, was Bunsen abweise und verurteile, protestiere auch er. Nur könne er, fügt er hinzu, dafür mit Bunsen eben so wenig sich verbinden, als er einst in seinem Widerspruch gegen den mit dem heiligen Rock zu Trier getriebenen Unfuge mit dem protestierenden Ronge Hand in Hand habe gehen können. Dieses harte Wort vermag ich mir – wohl psychologisch zu erklären, aber nicht anzueignen: denn die Gleichstellung Bunsen's mit Ronge erachte ich für eine ungerechte. Ich kann in Bunsen den Herausgeber des aus der innersten Tiefe des Evangeliums geschöpften: „Allgemeinen evangelischen Gebet- und Gesangbuchs“, den Verfasser der mit einem eigenhändigen Vorworte Friedrich Wilhelms III. versehenen, wahrhaft gesalbten Liturgie für die evangelische Gesandtschaftskapelle in Rom, so wie den Mitbegründer des christlichen Hospitals für Deutsche in London, und den opferfreudigen Beförderer aller der Ausbreitung des Reiches Gottes und des positiven Christentums dienenden Anstalten und Vereine nicht vergessen. Allerdings halte auch ich ihn für einen intellektuell tief verirrt und auf höchst bedenkliche Abwege geratenen Mann; aber den Feinden Christi und des Christentums wage ich ihn nicht beizuzählen, obwohl er in wesentlichen Stücken allerdings deren Bild trägt. Ich denke, trotz alle dem und jenem blieb ein Same Gottes in ihm zurück, und hoffe mit Zuversicht auf seine einstige Rückkehr zur Fahne der Wahrheit, die er verlassen hat.

Nun zur Sache! Was ist's, um das gestritten wird? Es sind der Punkte sechs, und alle von der höchsten Bedeutung. Sie heißen:

1. Römisches Kirchentum;
2. kirchliche Freiheit;
3. wahres Christentum;
4. Begriff der Kirche;
5. Toleranz; und
6. Union.

Sehen wir, wo die Ansichten über diese brennenden Tagesfragen auseinandergehen, und das Wahre, und in Gottes Wort Begründete sei es, wofür wir nach vorhergegangener ernster Prüfung uns entscheiden!

1. Römisches Kirchentum.

Der erste Artikel im Glaubensbekenntnis der römisch-katholischen Kirche lautet, wie jedermann bekannt, dahin, dass sie die allein seligmachende, und darum auch zur Alleinherrschaft auf Erden göttlich verordnet und berufen sei. Welch' neuen und energischen Anlauf sie seit kurzem genommen hat, diesem Ziele der Alleinherrschaft sich zu nähern, wissen Sie, wenn Sie auch persönlich davon lange nicht so nahe berührt werden, wie unsre protestantischen Brüder in Österreich, in Frankreich, und selbst in der einen und andern Provinz unsres eignen Vaterlandes. Um zu dem kühnen Welteroberungszuge, zu dem sie sich anschickt, zunächst ihre innere Macht zu

stärken, trachtet die römische Kirche nicht allein nach völliger Unabhängigkeit vom Staate, sondern legt's sogar darauf an, selbst zu einem Staat im Staate sich zu verfestigen. Sie beansprucht das dreifache Recht: in gemischten Ehen vermittelt den Verlobten auferlegter feierlicher Gelübde die ganze Nachkommenschaft derselben, bevor sie noch geboren ist, sich zu sichern, und ihr ihren Kirchenstempel aufzudrücken; sodann den Unterricht und die Gesamtbildung ihrer Jugend, namentlich der dem Priesterstande geweihten, in freier Weise, ohne dass der Staat, der nur die Geldmittel dazu zu gewähren hat, im Entferntesten sich darum bekümmere, selbst zu leiten, und zu dem Ende, ohne dem Staate dafür verantwortlich zu sein, nach Belieben Schulen und Seminarien zu gründen und geistliche Orden und Bruderschaften einzuführen; und endlich das Seitens des Staates ihr zu überweisende, und wo möglich in liegenden Gründen zu fixierende, Kirchenvermögen, in unumschränktester Weise selbst zu verwalten. Sie sehen, ein souveräner Staat im Staate will sie sein, und nicht bloß ein geistlicher, sondern ein solcher, der über die drei Grundsäulen der ganzen bürgerlichen Gesellschaft: die Familie, das Unterrichts- und Bildungswesen, und das Vermögen nach Willkür schalte und gebiete. Ist sie zu diesem Ziel erst gelangt, so hofft sie allmählich, namentlich unter der kräftigen Mitwirkung der Jesuitenpropaganda, ihre Grenzen mehr und mehr zu erweitern, und nach und nach uns alle, wenn auch nicht in unsern eigenen Personen, so doch in denen unsrer Kinder und Kindeskinde aus dem reinen Lichte des Evangeliums in den Zauberkreis ihrer sogenannten Tradition, aus der Freiheit in Christo unter die Gewissenstyrannie ihrer Priesterkasten, aus dem unmittelbaren Verkehr mit dem Herrn in die Abhängigkeit von vermittelnden Heiligen und Hierarchen, und vom rechten Wege des Glaubens an Den, in welchem allein das Heil ist, auf den Irrpfad der Werkgerechtigkeit und des toten Formendienstes zurückzuführen. „Front gemacht gegen Rom!“ ruft Bunsen im Blick auf jene römischen Gelüste und Bestrebungen der evangelischen Kirche zu. „Zu Deinen Zelten, Israel!“ ruft er; und gewiss ist es an der Zeit, dass von allen Warten Zions dieser Ruf ertöne, und laut, wie in den Studierstuben der evangelischen Geistlichen, und in den Kabinetten der evangelischen Fürsten, so in den Häusern und Hütten aller Kinder der Reformation widerhalle; der Reformation, von welcher der Erzbischof von Mainz in einem offenen Hirtenbriefe zu sagen sich erdreisten, dass Deutschland durch sie zum zweiten mal den Herrn Christum gemordet habe, und aus der er sich nicht entblödete, alles und jegliches Verderben herzuleiten, das seit 300 Jahren über unser Vaterland hereingebrochen sei.

Aber stimmt Stahl in Bunsen's Wächterruf nicht ein? Gewiss, von Grund seiner Seele. Seine Schrift über das „Prinzip des Protestantismus“ verbürgt uns dies. Nichtsdestoweniger beschuldigt Bunsen ihn und seine „Partei“ eines den Protestantismus verleugnenden Liebäugelns mit Rom, ja, geradezu einer entschiedenen Hinneigung zum Papsttum. Und worauf stützt er diese harte Beschuldigung? Auf die, allerdings etwas dunkle und missverständliche Äußerung Stahls, dass „die römische Kirche die Vertreterin der geschichtlichen Kontinuität, des ununterbrochenen kirchlichen Entwicklungsganges von der apostolischen Zeit her sei, und als solche noch einen edlen Samen in sich berge, ja, mit einer hohen Mission für die Zukunft des Reiches Gottes noch betraut sei.“

Die römische Kirche vertritt allerdings einen Entwicklungsgang der Kirche Christi; aber nicht den gottgewollten, sondern einen naturwidrigen, ungesunden und abnormen. Sie vertritt den Entwicklungsgang der christlichen Urkirche so, wie das Judentum denjenigen des Israelitentums vertritt. Einen ununterbrochenen und regelrechten

Entwicklungsgang hätte das Israelitentum nur dann genommen, wenn es statt in ein talmudisches Rabbinentum sich zu verlieren, und darin zu versumpfen, zum Christentume sich verklärt, im evangelischen Glaubensleben sich aufgehoben hätte.

Das Christentum artete schon bald nach den drei ersten Jahrhunderten seines Bestehens durch die Sünde der Menschen in ein neues Judentum aus, dessen traurige, vom Geist verlassene Gestalt gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gereift und vollendet dastand. Wie kann also da von einer „Kontinuität“ oder einem ununterbrochenen Entwicklungsgange des Christentums von den Tagen der Apostel her die Rede sein? Die Urkirche war in der späteren Missgestalt der römischen kaum wiederzuerkennen. In keiner Beziehung war diese ihr mehr ähnlich. In Lehre, Verfassung und Kultus hatte sie nicht allein mit den Formen der apostolischen Kirche, sondern auch mit deren Prinzipien gebrochen. Nichtsdestoweniger barg sie ihrer Verkrüppelung ohnerachtet noch eine reiche Fülle edlen Samens in sich; aber das erleuchtete Volk, das in der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts unter Luthers Führung aus dem stolzen Kirchenbau des Papsttums ausging, nahm, so dünkt mich, diesen Samen wenigstens größtenteils schon mit sich. Wie das ausziehende Volk selbst dieser Same war, so gehörten zu demselben nächst der Bibel, die die Kirche uns bewahrte, und den ökumenischen oder allgemeinen Glaubensbekenntnissen der Christenheit, die sie auf uns vererbte, die Schriften der Kirchenväter, reiche Wahrheitsschätze in trefflichen Gesängen gottgesalbter Dichter aus allen Jahrhunderten, und eine Menge kirchlicher und gottesdienstlicher Einrichtungen und Ordnungen, soweit diese nämlich dem Geiste des Evangeliums entsprachen, oder demselben wieder konform zu machen waren. Was blieb nun an „Samen“, aus welchem noch ersprießliche kirchliche Ernten für die Zukunft zu erhoffen ständen, in der Kirche Roms zurück? Ihre liturgischen Schätze haben wir ziemlich ausgebeutet; ihre Traditionen prüften wir, und behielten daraus das Gute; ihre Kloster-Bruder und Schwesterschaften nahmen wir in der verklärten Gestalt unsres Diakonen- und Diakonissentums zu uns herüber; und was ihre Kircheneinheit betrifft, die ungeistliche, äußerliche und mechanische, was ihre Verfassung, die falsch hierarchische und Gewissen knechtende, was ihr Beicht- und Absolutionswesen, das formalistisch tote, und ihr Messopfer, das entschieden schriftwidrige, so begehren wir dieses alles ebenso wenig, als wir in ihrer Kirchenlehre noch irgend etwas zu entdecken vermögen, das wir, die wir uns im Vollbesitze der evangelischen Wahrheit befinden, noch gebrauchen könnten.

Die evangelische Kirche vertritt bei aller Mangelhaftigkeit ihrer Organisation doch weit mehr die Kontinuität oder Fortsetzung der apostolischen Kirche, als die römische; und was die letztere noch für eine Mission für die Zukunft des Reiches Gottes haben soll, begreife ich nicht, zumal, nachdem dieselbe durch die Satzungen des Tridentiner Konzils gegen jede im Geist des Evangeliums zu vollziehende Reform sich hermetisch abgeschlossen hat. Und wie wäre an eine Union mit der römischen Kirche zu denken, da diese uns Evangelischen nichts anderes, als die Forderung unbedingtester Unterwerfung unter alle ihre Satzungen und Institutionen entgegeträgt? Wenn sie sich selbst nicht aufgeben will, so ist sie genötigt, zu uns zu sprechen: „Von Union kann nur dann die Rede sein, wenn ihr euch entschließen könnt, katholisch zu werden.“ Sie müsste, wollte sie, statt verschlingend uns in sich aufzunehmen, sich wirklich zu einer Kirchengemeinschaft mit uns verbrüdern, gleich im ersten Akte ihrer Annäherung schon ihre Sätze von der gleichen Autorität der Überlieferung mit der Bibel, von dem Papste als dem sichtbaren Statthalter Christi, welchem mit Recht bei seiner Krönung von den

Kardinälen zugerufen werde: „Nimm hin die dreifache Krone, und wisse, dass du bist König der Könige, und Herr der Herrschenden und Stellvertreter unsres Herrn Jesu Christi auf Erden“, und von der mittlerischen Stellung des Priesterstandes fahren lassen, d. h.: ihrem Grundprinzip müsste sie entsagen. Aber dann wäre sie die römisch-katholische Kirche nicht mehr, sondern hätte bereits zur Fahne der Reformation geschworen.

Wenn ich nun auch nicht gewillt bin, unbedingt in Abrede zu stellen, dass sich in den kirchlichen Institutionen und Einrichtungen Roms auch jetzt noch das Eine und das Andere entdecken lassen möge, das, versteht sich: erst evangelisch verklärt, auch in unsere Kirche als ein frommendes und förderndes Element herübergenommen werden könnte, so muss ich mich doch auch auf meinem positiv-christlichen und konfessionell protestantischen Standpunkt, und auf diesem erst recht, in dem obschwebenden Streite, sofern derselbe das römische Kirchentum betrifft, weit mehr mit Bunsen einverstanden erklären, als mit Stahl. Weit zwar bin ich entfernt, letzteren mit seinem Gegner romanistischer Tendenzen bezüchtigen zu wollen. Ich finde diese Anklage ungerecht, und sehe sie auf Rechnung der großen Leidenschaftlichkeit, mit der, teilweise wenigstens, der theologische Krieg geführt wird. Aber dass Stahl aus den Anschauungen und Grundsätzen, die er in seiner trefflichen Schrift über das „Prinzip des Protestantismus“ ausgesprochen hat, nicht überall scharf genug die Konsequenzen zieht, scheint mir ebenso wenig einem Zweifel zu unterliegen, als dass er nicht selten den Unterschied aus dem Auge verliert, den wir zwischen dem römisch-katholischen Volk, welches wir lieben, und unter dem wir viele wahre, gläubige und fromme Christen wissen, und der Kirche Roms, d. h. der römischen Curie und Hierarchie zu machen haben.

2. Kirchliche Freiheit

heißt die zweite Frage, um welche der Kampf entbrannt ist. Bunsen sagt: »Die Kirche ist frei und zur Selbstregierung berechtigt, – und hat zur Schranke ihrer Freiheit nur die heilige Schrift.« – Diese Ansicht erscheint auf den ersten Blick nichts weniger als verwerflich. Hat doch unser oberstes, landesherrliches Kirchenregiment selbst einen ähnlichen Grundsatz proklamiert, und die Kirche insofern vom Staate gelöst, und ihr zur Selbstständigkeit verhelfen, als dasselbe mit der Verwaltung und Leitung ihrer sämtlichen inneren Angelegenheiten einen Oberkirchenrat betraut hat, der nicht mehr der weltlichen Staatsbehörde, sondern einzig dem Könige, und auch diesem nur als dem Träger der kirchlichen und nicht der weltlichen Macht, als dem obersten Bischof der Landeskirche, verantwortlich ist.

Stahl erklärt die Bunsensche These für zu vage und weit, und sagt: „Nicht an die Schrift nur ist die Kirche gebunden, sondern an die ganze Institution und Einrichtung, die ihr teils schon durch apostolische Verordnung, teils durch den nachmaligen Entwicklungsgang der Geschichte göttlich verliehen ward.“ Zu dieser Institution rechnet Stahl nächst dem von Christo selbst gestifteten Botschafteramte und der apostolischen Gottesdienstordnung, bestehend in Gebet, Predigt und Sakrament, das kirchliche Bekenntnis, welches die ausgelegte Schrift enthält, und das historisch angestammte

Kirchenregiment, welches bei uns von der Reformation her in den Händen des Landesherrn, des Königs, ruht.

Bunsen ruft: „Hinweg mit aller Kirchenregierung von Oben herab; die Kirche regiere sich selbst, und organisiere sich von Unten auf!“ Er will, dass in denjenigen sechs Provinzen unsrer Monarchie, in denen nicht, wie in Rheinland und Westfalen, die freie Presbyterial- und Synodalverfassung besteht, alsobald zwanzig größere Kirchenverbände sich bilden, die je eine der bedeutenderen Städte des Landes, nach deren Namen sie auch zu benennen wären, zu ihrem Mittelpunkt haben, und an deren Spitze je ein von den Sprengeln selbst gewählter Bischof stehe. Die oberste Leitung und Regierung dieser „Kirchen“ soll aber nicht etwa bei diesen Bischöfen, sondern vielmehr bei einem Kirchenkollegium, oder einer Generalsynode sein, welche aus den Bischöfen und einer größeren Zahl sowohl geistlicher als weltlicher, durch Urwahlen aus den Gemeinen hervorgegangener Abgeordneten zusammengesetzt, in letzter und höchster Instanz über alle inneren und äußeren Angelegenheiten der Kirche Beschluss fassen und entscheiden, jedoch den Gemeinen keine andere Glaubensregel aufzuerlegen befugt sein soll, als einzig das Wort Gottes, und zwar wie dasselbe im Bewusstsein der Gemeinde lebt. Fürwahr, ein kühner Anschlag, die Kirche mit einem Griff und Schlage von ihrem dreihundertjährigen geschichtlichen Boden lösen und in eine nagelneue Verfassung einkleiden zu wollen; und dies obendrein zu einer Zeit, in der unverkennbar die allermeisten Gemeinen in religiösen Dingen nicht rechts noch links mehr wissen, ja ihrer nicht wenige entschieden vom biblischen Christentume abgefallen sind.

Wir staunen über die Verwegenheit des Mannes. Doch ist vielleicht die Verfassung, mit der wir so plötzlich beschenkt werden sollen, eine apostolisch verordnete und biblisch vorgeschriebene? O nicht doch! Verfassungsmodelle hat der Herr Christus überhaupt seiner Kirche nicht hinterlassen, sondern vielmehr die Gestaltung und Organisation der letzteren nach außen hin seiner weiteren Führung und Erziehung im Gange der Geschichte vorbehalten. Die freie Presbyterial- und Synodalverfassung, wie sie seit den Tagen der Reformation allerdings mit großem Segen in den beiden schon genannten Provinzen unsres Vaterlandes besteht, ist ebenso wenig auf apostolische Vorschriften, oder auch nur auf das Vorbild der christlichen Urzeit zurückzuführen, als die Episkopal- und Konsistorialverfassung irgend einen ausdrücklichen göttlichen Befehl für sich hat. Nichtsdestoweniger lehrt freilich die Erfahrung, dass eine Verfassung dem evangelischen Leben mehr entspricht und förderlicher ist, als die andre. Dass z. B. wie es bei uns der Fall, die Gemeinen zu völliger Untätigkeit bei der Verwaltung und Leitung ihrer inneren und äußeren Angelegenheiten verurteilt sind, ist, wie die Figura unsrer Gemeinden zeigt, vom Übel, und nichts weniger als das kirchliche Leben fördernd, so wie es sich auch biblisch in keiner Weise rechtfertigen lässt. Hatte sich Bunsen darauf beschränkt, weise Anleitungen uns zu erteilen, wie in unsern Provinzen die Gemeinen zweckmäßig zu organisieren, und die in denselben vorhandenen geistigen Gaben und Kräfte unter der Leitung des pastoralen Amtes für die Belebung und den inneren Ausbau der Gemeinen namentlich in Ältesten- und Diakonendiensten nutzbar zu machen seien, so hätte er sich einen begründeten Anspruch auf den Dank aller derer erworben, die es wohl mit der Kirche meinen, und sie auf dem Herzen tragen. Nun er aber fast in blindem Ungestüm Tabula rasa machen, und ohne weiteres alle bestehenden kirchlichen Einrichtungen von ihrer Wurzel wegrasiert, die Kirchenleitung ohne Vermittlung aus der Hand des Landesherrn auf die unmündigen Gemeinen selbst übertragen, und diesen eine unumschränkte Souveränität zuerkennen will, hat er sich's selbst zuzuschreiben,

wenn Stahl ihn einen „Demokraten“ aus kirchlichem Gebiete nennt, und ihm ins Angesicht sagt, dass seine Ratschläge, falls sie zur Ausführung kämen, nichts Geringeres, als eine völlige Auflösung der evangelischen Kirche zur Folge haben würden. Es will mir scheinen, als ob Bunsen's Gegner überhaupt jeder tätigen Mitbeteiligung der Gemeinen an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten sowohl in Armenpflege, als in Seelsorge und Ausübung der Kirchenzucht entschieden abhold sei; und darin vermöchte ich ihm nicht beizustimmen. Seinen Widerspruch aber gegen Bunsen's alles aus den historischen Fugen und Angeln reißende, radikale, ja revolutionäre Kirchenemanzipationsideen teile ich vollkommen.

Es denkt sich Bunsen aber vielleicht die Souveränität der aus der Bevormundung des „Kirchenregiments von Oben“ zu entlassenden, und allerdings „zur Freiheit gebotenen“ Kirche durch die Regel, gemäß welcher sie sich selbst zu regieren habe, wiederum so beschränkt, dass wir uns dennoch am Ende mit seinen Intentionen zu versöhnen vermögen? Wir fragen nach dem Gesetze, an welches er die Kirche bei ihrem Selbstregimente gebunden wissen will. Es könnte dies ja das kirchliche Bekenntnis, etwa das gemeinsame der evangelischen Kirche, das Augsburgische sein? Aber wir wissen schon, dass wir uns dieser Hoffnung nicht hingeben dürfen. „Hinweg,“ ruft Bunsen, „mit jeglichem Bekenntnis! Es gelte für die Gemeinde keine Glaubensregel, als das Wort Gottes, und zwar, wie es im Bewusstsein der Gemeinde lebt!“ – Das Wort Gottes aber,“ werfen wir ein, „ist der Auslegung bedürftig, und jedermann weiß, in wie verschiedenem Sinne es ausgelegt zu werden pflegt!“ – Bunsen erwidert: „Keine Auslegung der heiligen Schrift, als durch den Geist, der der Gemeinde gegeben ist!“

Stahl sieht, wenn dieser Grundsatz zur Geltung gelangte, nur den Ruin der Kirche vor sich; und ich erblicke ebenfalls nichts Geringeres. Mir sind ausgedehnte Länderstrecken bekannt, in denen, wenn der Geist, der die Gemeinen daselbst beherrscht, die Schrift auslegen sollte, das ganze kirchliche Glaubensbekenntnis zu den drei Sätzen zusammenschrumpfen würde: Die Bibel ist ein menschlich Buch, und ihr Inhalt ein trübes Gemisch von Wahrheit und Irrtum; Jesus war ein Mensch, wie andre auch, nur vor allen andern reich begabt und sittlich ausgezeichnet; Jesu Verdienst schließt sich in demjenigen eines trefflichen Sittenlehrers ab, obwohl auch er vor jeder Befangenheit in temporären und nationalen Vorurteilen nicht frei zu sprechen ist. Solcher ausgelegten Schrift gemäß würden dann auch, wenn die Gemeinen sich selbst regierten, Katechismus und Gesangbuch sich gestalten; kirchliche Feste, wie Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, würden als auf mythischen Überlieferungen beruhend wegfallen müssen, und die Sakramente zu etwas ganz anderem umgedeutet und verflucht werden, als was sie der heiligen Schrift nach sind. Mustern Sie, Verehrte, die sogenannten freien Gemeinen, wie sie in Magdeburg, Nordhausen und Halle einst zur Erscheinung kamen; und Sie haben die Gestalt vor sich, zu der ein großer Teil unsrer evangelischen Kirche verkümmern würde, sobald sie Raum gewänne, sich nach Stimmenmehrheit zu konstituieren. „Nimmer aber,“ wendet Bunsen ein, „lässt der Glaube sich befehlen und dekretieren!“ – Gewiss nichts – „Es übt aber,“ fährt er fort, „die evangelische Kirche eine Gewissenstyrannie aus, indem sie von ihren Gliedern Zustimmung zu ihrem Bekenntnis fordert.“ – Gewissenstyrannie? dass ich nicht wüsste. Sie zwingt ja niemanden, in ihre Gemeinschaft einzutreten; und wer sich unter ihren Gliedern schon befindet, und mit ihrem Bekenntnisse nicht übereinstimmt, den pflegt sie und sucht ihn vom Irrtum seines Weges zu bekehren; stößt ihn aber darum aus ihrer Mitte nicht aus. Ja, den kranken Schafen der Herde wendet sie die zärtlichste Sorge zu. Und selbst mit

ihren Predigern verfährt sie in dieser Beziehung glimpflich. Freilich verlangt sie von ihnen, ehe sie sie auf- und annimmt, dass sie ihre Übereinstimmung mit der in ihr bestehenden Lehrordnung bezeugen; und wofern sie dies nicht vermögen, was hindert sie, eine Gemeinschaft zu suchen oder sich zu bilden, die mit ihnen zu derselben Fahne schwört? Dass die Kirche denen zu Liebe, die ihre Grundsätze verneinen, sich selber aufgeben solle, wäre doch zu viel von ihr verlangt. „Aber,“ höre ich sagen, „wie, wenn ihrer Prediger einer, nachdem sie ihn aufgenommen, in Folge gründlicher Schriftforschung mit dem Bekenntnisse, zu dem er bei seinem Amtsantritte sich verpflichtete, in dem einen und andern Punkte in Widerspruch geriete?“

Auch in diesem Falle würde sie Schonung und Milde beweisen, zwischen Wesentlichem und minder Wesentlichem unterscheiden, den irre gewordenen Hirten duldsam tragen, freundlich ermahnen, und von der Liebe nicht lassen, die „alles hoffet.“ – Wenn es aber fundamentale Stücke wären, die der Pastor verneinen zu müssen glaubte?“ – Dann freilich sähe die Kirche sich genötigt, ähnlich sich gegen ihn zu äußern, wie unser Kammergericht zu seiner Richter einem sprechen würde, welcher etwa erklärte, er könne in diesem oder jenem Prozesse um seines Gewissens willen nur nach dem Naturrecht, nicht aber nach dem positiven Recht des geltenden Gesetzbuchs entscheiden. Die Behörde würde einfach zu ihm sagen: „Als Mitglied unsres Kollegiums und königlicher Beamte entscheidest Du nach den betreffenden Paragraphen des bei uns geltenden positiven Landrechts. Vermagst Du dies aber nicht, so wirst Du, gewissenhafter Mann, ja sicher kein Bedenken tragen, Deinem zarten Gewissen auch Dein Amt, und was daran hängt, entschlossen zum Opfer zu bringen. Tue dies, und unsre Achtung wird Dir folgen!“ – Der Unglaube, der Rationalismus, hat auf dem Lehrstuhl der evangelischen Kirche keine Berechtigung.

Bunsen lehrt: „Christliche Wahrheit ist, was in dem jeweiligen Bewusstsein der Gemeinde für solche gilt.“

Stahl dagegen, und wir mit ihm: „Es gibt eine gottgeoffenbarte, positive, von dem jeweiligen, tausendfachen Trübungen unterworfenen, Gemeindebewusstsein unabhängige Wahrheit, und das ist diejenige, welche nach richtigen und gesunden Auslegungsgrundsätzen in der heiligen Schrift gefunden wird, und längst gefunden ward, und summarisch in den kirchlichen Symbolen enthalten ist.“

Bunsen erachtet dafür, die gegenwärtige Christenheit sei so voller Empfänglichkeit und Begeisterung für die Wahrheit, dass man ihr wohl zutrauen dürfe, sie werde, was Wahrheit sei, mit sicherem Takte selbst in der Schrift zu entdecken wissen.

Stahl meint, er habe von dieser Begeisterung und Empfänglichkeit auch nach dem Jahre 1848 noch nicht übermäßig viel bemerkt; und uns, wir gestehen es, ergeht es ebenso.

Bunsen ist der Ansicht, es genüge, die evangelischen Prediger lediglich auf die heilige Schrift zu verpflichten. – Sein Gegner glaubt, dass sich bei den in neuerer Zeit aufgekommenen Deutungskünsten auch ein Uhlisch und Genossen gegen eine solche Verpflichtung nicht einen Augenblick sträuben würden.

Bunsen hält dafür, dass man bei orthodoxem Bekenntnis und rechter Lehre ein unbekehrter, ja ein recht gottloser Mensch sein könne. Es wird dies ihm niemand bestreiten; doch steht auch das fest, dass falsche Lehre und Gottseligkeit nimmer zusammengehen.

Bunsen will, dass ich es noch einmal kurz zusammenfasse, die christliche Gemeinde in dem Sinne und Umfange freigestellt sehn, dass sie nichts Bindendes, nichts, dem sie unterworfen sei, über sich habe, als allein (wie Stahl sich ausdrückt,) „ein schwarz gebundenes Buch,“ welches nicht etwa das Wort Gottes sei, sondern nur Gottes Wort enthalte. Was nun der jeweilige herrschende Geist der Gemeinde, d. h. was die Gemeinde auf ihrem temporären Glaubensstandpunkte aus diesem Buche herauslese, (und etwa durch Stimmenmehrheit, durch Ballotage für christliche Lehre erkläre?) das sei für die Zeit die allein berechnigte Kirchenlehre. „Wie,“ fragen Sie stutzend, „und kein positiver Glaubensartikel hätte eine bleibende Geltung, und eine leitende und maßgebende Bedeutung für die Schriftauslegung?“ – Allerdings, ein einziger, nämlich der Artikel von der „Rechtfertigung durch den Glauben.“ Was aber darunter zu verstehen sei, das soll nach Bunsen auch wieder durch das jedesmalige Gemeindebewusstsein entschieden werden; und, was subjektives Bewusstsein aus dem besagten Artikel zu machen im Stande ist, davon hat uns Bunsen selbst eine Probe gegeben, indem unter seinen Händen aus der teuern evangelischen Fundamentallehre etwas wird, worin der wahre, biblische Lehrbegriff gar nicht mehr wiederzuerkennen ist. Also kirchliche Anarchie predigt Bunsen unter dem Namen der kirchlichen Freiheit. Die Freiheit der von Christo gegründeten Gemeinde besteht darin, dass diese die Stricke der Lüge, des Weltdienstes und jeder Sünde von sich wirft, und – allerdings nicht in Folge eines äußeren Zwanges, sondern in persönlicher, freudiger Entscheidung sich unbedingt an Christum auf- und unter den Gehorsam seines, seiner Auslegung nicht erst noch harrenden Evangeliums, gefangen gibt. Bunsens „religiöse Freiheit“ ist nichts anderes, als Entbundenheit von jeder Norm gebenden Autorität, so wie sein „Glaube“ nur sittliche Überzeugungstreue, bei der das Objekt der Überzeugung nicht weiter ins Gewicht fällt.

Ich schließe für heute meinen Vortrag, und zwar mit tiefer Wehmut im Hinblick auf den Mann, der der Kirche zu großem Segen hätte gereichen können, wenn er auf dem Wege verharret wäre, auf dem wir ihm einst zu begegnen glaubten. Es ist wahr, in unsern Tagen macht sich hin und wieder ein kirchlicher Objektivismus breit, der als unprotestantisch und der Kirche Unheil dringend im Namen der Reformation zu bekämpfen ist. Aber die Waffen wider ihn liegen in Gottes Wort und den reformatorischen Symbolen, und wahrlich nicht in einem Subjektivismus, der, wie der Bunsensche, nichts Geringeres, als eine Leugnung des Vorhandenseins einer positiven göttlichen Offenbarung in sich schließt. – Übrigens sind wir weit entfernt, dafür zu halten, dass, wer nicht von Artikel zu Artikel mit dem kirchlichen Bekenntnisse sich im Einklang wisse, kein lebendiges und begnadigtes Glied am Leibe Christi sein könne. Zum Christen macht schon die auf dem Grunde der Zerknirschung und Beugung vor dem Allerhöchsten ruhende gläubige Liebe zu Christo als dem einigen Retter und Seligmacher; und dass keiner unter uns diese Signatur an sich vermissen möge, das walte Gott in Gnaden!

XIV.

Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet.

Zweiter Vortrag

gehalten

im evangelischen Verein zu Potsdam den 23. April 1856

Gerehrte und geliebte Anwesende! Nachdem wir vor acht Tagen mit kampfrichterlichem Auge dem neusten Kirchenstreite, und zwar nach der Seite hin zugesehn haben, wo er um römisches Kirchentum und kirchliche Freiheit entbrannte, so erblicke ich Sie heute mit dem freilich durch mich selbst veranlassten Anspruch um mich versammelt, dass ich Ihnen in gleicher Weise, wie bisher, und zwar innerhalb der kurzen Zeitschranke von sechszig Minuten, auch die verschiedenen Stellungen der kämpfenden Parteien zu den vier andern, wenigstens ebenso wesentlichen und brennenden, Tagesfragen: „wahres Christentum“, „Kirche“, „Toleranz“ und „Union“ beleuchten werde. Die Aufgabe, Sie fühlen es mit mir, ist groß, wenn ich nicht bloß historisch Bericht erstatten, sondern Ihnen wieder bei der Bildung Ihres Urteils darüber, auf welcher Seite die Wahrheit sei und auf welcher der Irrtum, brüderliche Handreichung leisten, und Gründlichkeit sich mit Vollständigkeit verpaaren soll. Auf eine dieser beiden Tugenden würde ich aber verzichten müssen, wollte ich heute sämtliche vier Punkte zur Sprache bringen. Ich ziehe es darum vor, noch einmal zu teilen; und indem ich für heute Ihre Aufmerksamkeit nur auf die beiden ersteren Punkte, und auf den Kampf um dieselben lenke, behalte ich mir die Beleuchtung der beiden letzteren für einen späteren dritten Vortrag vor. Also zunächst:

3. Christentum, Glaubenslehre.

Den schwersten und empfindlichsten Schlag versetzt Stahl jedenfalls seinem Widersacher Bunsen da, wo er dessen Christentum, oder den Inhalt seines Glaubens einer näheren Prüfung unterwirft. Hier trifft er in der Tat Bunsens schwächste und verwundbarste Seite, und entdeckt zugleich hier den Schlüssel zu den Rätseln so mancher andern Anschauungen seines Gegners, welche auch wir als sowohl vor Gottes Wort, wie vor der Geschichte nimmer stichhaltig, entschieden bestreiten müssen. Höchst auffallende Äußerungen vernahmen wir bereits aus Bunsens Munde, Äußerungen, die uns den Verdacht einflößen mussten, dass der Verfasser des „Allgemeinen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch“ auf dem Grunde der Lehre, die wir für die reine Lehre des Evangeliums erachten, nicht mehr stehe. Wir erschrakten, als wir ihn sagen hörten: es gelte für die Gemeinde keine Glaubensregel, als das Wort Gottes, wie es im Bewusstsein der Gemeinde lebe. Unser Befremden wuchs, als er hinzufügte: wenn es auch keine geoffenbarte Wahrheit für die

Gemeine gebe, als die in der heiligen Schrift enthaltene, so gebe es doch auch keine Auslegung dieser Wahrheit, als durch den Geist, der jeweilig in der Gemeinde herrsche. Noch höher steigerte sich unsre Bestürzung, als wir ihn sogar ohne Hehl die drei Bekenntnisse der allgemeinen Christenheit: das nicänische, athanasianische und selbst das apostolische verwerfen, den Amerikaner Channing, diesen Leugner der biblischen Dreieinigkeitslehre, als einen vorzugsweise erleuchteten Mann erheben, Göthe'n, der an keins der spezifisch christlichen Dogmen glaubte, für einen „Bekenner“, ja einen „Seher und Propheten“ erklären, und Lessing's bekannte Fabel von den drei Ringen, in der der Unterschied zwischen Mohammedanismus, Judentum und Christentum vergleichgültigt wird, als einen Spiegel der Weisheit rühmen hörten.¹ Gehen wir nun mit Stahl den entdeckten Unglaubensspuren sowohl in Bunsens Schrift: „Die Zeichen der Zeit“, als in der vor dieser erschienenen, seinem „Hippolytus“ weiter nach, so begegnen wir Grundsätzen, die uns für den Christenglauben Bunsens keine Rettung mehr sehen lassen. Wir machen die Entdeckung, dass die Bibel ihm ein Buch ist, welches allerdings die Wahrheit enthält, aber nicht die reine, aus Gott geflossene und unbedingte Wahrheit; sondern die Wahrheit in national „semitische“, d. h. orientalische, näher: jüdische Anschauungen und Vorstellungen verhüllt, aus denen sie erst in's „Japhetische“, d. i. in's Europäische, näher in's Germanische, oder in die Ideen und Begriffe des heutigen spekulativ-philosophischen Welt- und Zeitbewusstseins verdolmetscht und übertragen werden müsse. Es ist mithin seinem Dafürhalten nach nicht das Bewusstsein der Völker nach der Schrift, sondern vielmehr die Schrift nach jenem Bewusstsein zu regulieren. Wo die Schrift etwas aussagt, was den Gedanken der heutigen Vernunft, oder dem gegenwärtigen Bildungsstande nicht konform ist, da ist es die Vernunft, nach der der Inhalt der Schrift zu purifizieren und zu berichtigen ist. Aber hat denn nicht Gott in einem geschichtlichen Offenbarungsakte menschlich und verständlich zu den Menschen geredet, und liegt nicht das Wort, das Er geredet, rein und unverbesserlich in der Urkunde des alten und neuen Testaments vor uns?

Mitnichten! Gott, (Bunsen nennt Ihn den „unendlichen Geist“) offenbart sich vielmehr ohne Aufhören bis zu dieser Stunde durch Einwirkung auf den menschlichen Geist. Der menschliche Geist versteht Ihn (d. h. sich selbst in seiner Absolutheit und Allgemeinheit,) gegenwärtig unendlich besser und gründlicher, als die in ihren nationalen Voraussetzungen befangenen Juden, (und ein Jude war auch Jesus,) Ihn verstanden. Wir haben also nach Bunsen kein „festes, prophetisches Wort“ mehr, und die bindende und entscheidende Autorität, die bisher demjenigen beigemessen ward, was in der Schrift geschrieben steht, geht nunmehr auf das über, was geschrieben steht im philosophischen Bewusstsein des Jahrhunderts. Die Apostel bezeichnen Christum als „wahrhaftigen Gott“; wir haben uns dagegen die Gottheit Christi ganz anders, und ungleich geistiger zu denken, als die Apostel sie fassten. Sie reden von einer Menschwerdung des Sohnes Gottes; wir aber stellen uns dieselbe idealer vor, und deuten sie dahin, dass der unendliche Menscheng Geist in keinem Individuum noch so vollständig sich selbst begriffen hatte, wie in dem Menschen Jesus. Nach der Apostel Lehre ist Christus von der Jungfrau Maria geboren, tat Wunder, stand von den Toten auf, fuhr auf gen Himmel u.s.w. Nach Bunsen ist dieses alles noch fraglich; und die es verneinen,

1 Ich lasse den genannten Männern, namentlich den beiden letzteren, als Heroen im Reiche des menschlichen Geistes und Gedankens ihre volle Ehre, und errichte es auch für billig, dass man bei Beurteilung des religiösen Standpunkts eines Menschen die Zeit mit in Anschlag bringe, in die ihr Leben fiel. Ich glaube aber auch mit Stahl, dass Goethe zu Bunsen's hyperbolischer Lobpreisung vornehm gelächelt, Lessing sie aber mit philosophischem Ernste von sich gewiesen haben würde.

wie ein Röhr, ein David Strauß, oder die Freigemeindler, verdienen ebenso viele Achtung, wie diejenigen, die es gläubig gelten lassen. Denn obgleich Paulus ausdrücklich bezeugt: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel,“ kann man dennoch bei entschiedener Leugnung aller jener Tatsachen ein wahrer Christ sein, weil nach Bunsens Meinung das Objekt, oder der Gegenstand und Inhalt des Glaubens im Grunde gleichgültig ist, und die Tat des Glaubens, die Überzeugungstreue allein Wert hat. Die Apostel denken sich bei dem Ausdruck „Rechtfertigung durch den Glauben“ die Annahme des gläubigen Sünders bei Gott an Kindes statt aus Gnaden, allein um der Verdienste Christi willen. Bunsen löst den Begriff der biblischen Rechtfertigung in den der „sittlichen Selbstverantwortlichkeit“ auf. Seiner Anschauung nach ist die Rechtfertigung kein Akt des persönlichen Gottes, sondern sie vollzieht sich nur subjektiv im Bewusstsein des Menschen. „Es rechtfertigt,“ sagt er, „die gläubige, willige Gesinnung;“ also nicht der Herr, und nicht das Blut des Lammes!

Sie sehen hier einige Proben von Bunsens Übertragung der heiligen Schrift aus dem „Semitischen,“ d. h. Dem Jüdischen in das „Japhetische“ d. h. Europäische, und näher: Germanische. Es ist dies nichts anderes, als ein völliges Abtragen der heiligen Schrift, ein Auflösen aller Wesenslehren des biblischen Christentums in allgemeine, völlig heterogene Ideen der philosophierenden Vernunft, ein Zertrümmern jedes festen, positiven Lehr- und Glaubensgrundes unter unsern Füßen; und schwer begreift man, warum Bunsen nicht hintereinander die Bibel gänzlich fahren lässt, und die Vernunft für die einzige Quelle aller Wahrheit erklärt. Ob Bunsen überhaupt noch einen persönlichen Gott übrig lässt, steht mindestens in Frage. Stahl nennt ihn geradezu einen „Pantheisten,“ und man könnte geneigt sein, dieses Urteil zu unterschreiben. Wie erklärlich aber wird es jetzt, dass Bunsen von kirchlichen Bekenntnissen durchaus nichts wissen will, dass er so eifrig die unbedingteste Religionsfreiheit verfißt, dem Nationalismus in jeglicher Gestalt wenigstens dieselbe Berechtigung in der evangelischen Kirche zuerkennt, wie dem unbedingten Bibelglauben, und einen Channing, einen Lessing, einen Goethe für ebenso vollwichtige Christen hält und erklärt, als einen Luther, einen Spener und einen August Hermann Franke.

„Aber, wie in aller Welt“, höre ich Sie fragen, „ist der Mann, der drei, vier Jahrzehnte hindurch nicht allein für einen Vertreter der strengsten Orthodoxie, sondern bei der Welt sogar für einen Pietisten und Zeloten galt, mit einem Male in diesen theoretischen Irrgang hineingeraten?“ Ich glaube, dass Stahl in Beantwortung dieser Frage das Richtige getroffen hat. Er meint, der Anstoß, den Bunsen an der Unpopularität des Christentums bei der Welt genommen habe, habe als erstes Motiv die traurige Wendung bei ihm herbeigeführt. Als eine Ungereimtheit sei es ihm erschienen, dass christliche Staatsmänner statt den Segen den Fluch der öffentlichen Meinung ernten sollten; und aus dem Umstand, dass gegenwärtig die Bewegung der öffentlichen Meinung im Großen und Ganzen wider das kirchliche Christentum angehe, habe er gefolgert, nicht, dass die öffentliche Meinung ungöttlich, verfinstert und verderbt, sondern dass das kirchliche Christentum wurmstichig sei, und es eines neuen und gereinigten bedürfe, das auf den Beifall und die Zustimmung wenigstens der Gebildeten des gegenwärtigen Geschlechtes rechnen dürfe. So habe er sich denn berufen gefühlt, statt die gegenwärtige Welt um ihre Vernunftvergötterung, ihre pharisäische Selbstgerechtigkeit, und ihren fleischlichen, zuchthassenden Sinn zu strafen, derselben das Christentum mund- und kopfrecht zu machen, und in dieser unlauteren, ja verräterischen

Weise eine Aussöhnung zwischen Welt und Christentum herbeizuführen. Und in der Tat verhält sich die Sache so. Bunsen vergöttert die öffentliche Zeitmeinung, die er den „Geist der Gemeinde“ nennt, und bringt ihr den ganzen spezifischen Inhalt des biblischen d. i. Des wahren Christentums zum Opfer. Ich möchte die Sachlage folgendermaßen bezeichnen. Der Versucher trat in Gestalt der neuesten spekulativen Zeitphilosophie zu dem Verfasser der „Zeichen der Zeit,“ führte ihn mit sich auf einen hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt, und sprach zu ihm: „Diese will ich dir geben, (d. h. sie sollen dir alle zustimmen, mit dir dem Christentume huldigen, und dich als einen neuen Reformator verehren,) so du niederfällst und mich anbetest!“ Und Bunsen hatte nicht ein Wort zur Hand, wie das: „Hebe dich weg von mir, Satanas, denn es steht geschrieben: Du sollst anbeten den Herrn deinen Gott, und Ihm allein dienen;“ sondern ging in die Schlinge ein und erlag der Versuchung. Er betete die Philosophie an, und ließ in ihre Anschauungen und Ideen den Lehrgehalt des Christentums sich auflösen und verflüchtigen. Und es fielen die Reiche der Welt ihm zu. Sie jauchzen ihm Beifall. Aber die Kinder Gottes, wie die Engel des Friedens, stehn von ferne, und trauern um den Fall des Mannes, der der Kirche so große Dienste hätte leisten können, wenn er auch nur dem Kern ihrer Wahrheit treu geblieben wäre. Aber er verleugnet auch diesen; und hier haben wir, wie den innersten Grundschaden unsres ehemaligen Fahngenosse, so den Schlüssel zu dem Rätsel aller seiner andern irrigen Anschauungen und Begriffe; – auch seines Begriffs von der

4. Kirche.

Nach dem bisher Erörterten lässt sich's denken, dass der Kampf um das Wesen der Kirche nicht minder heftig entbrannt sein werde, als der um die Glaubenslehre und das wahre Christentum. Was dem Verfasser der „Zeichen der Zeit“ die Kirche sein wird, ergibt sich wohl schon von selbst.

Die Kirche ist ihm „die Christengemeinde, oder das christliche Volk als eine geordnete, gegliederte Gemeinschaft mit ihren Ältesten und Dienern, die kein bindendes Rechtsbuch kennt, als die Bibel, und kein oberstes Gericht, als das Gewissen der Menschheit, welche aus jenem Gesetzbuche ihrer Wiedergeburt sich zu christlich geordneten Gemeinden erbaut.“ Dies klingt nun an sich recht schön, und annehmbar. Aber man muss wissen, dass nach Bunsen dies „Gesetzbuch“ nur bindend ist, wie es im Bewusstsein der Gemeinde lebt, dass die Christengemeinde, welche ihm die Kirche ist, mit vollkommener Berechtigung jenes Gesetzbuch nach dem Geiste sich auslegt, der jeweilig in ihr herrscht, und dass also nichts Objektives, nichts Unwandelbares über der Gemeinde steht, dem letztere unbedingt unterworfen wäre.

Aber es gibt doch wohl auch nach Bunsen's Ansicht wenigstens ein Dogma, welches die Christengemeinde kennzeichnet, und das Band bildet, das sie einheitlich verknüpft? Ja, ein solches gibt's; aber ein einziges nur, nämlich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die aber, wie wir bereits gesehn haben, nichts anderes besagt, als dass nicht etwa Christi Blut und Verdienst, sondern die „willige christliche Gesinnung“ den Menschen vor Gott gerecht macht. Sie sehen also, Geliebte, dass in der Kirche Bunsens nicht bloß jeder Laie glaubt, wie er die Bibel versteht, sondern auch jeder Pastor befugt ist, zu predigen, wie er nach bestem Gewissen

die biblische Wahrheit sich deutet; denn Überzeugungstreue ist die höchste christliche Tugend. Auf dem Lehrstuhl der Bunsen'schen Kirche ist der Deutschkatholik Ronge ebenso wohl berechtigt, wie der Mecklenburgische oder bayrische Altlutheraner, und der Schüler eines David Strauß oder Feuerbach nicht minder, als – der Schüler Stahls? Nun, ob er, wenn Stahl theologische Schüler hätte, auch diesen die Kanzeltür in seiner Kirche öffnen würde, steht mindestens in Frage. Übrigens ruft seine Kirche Socinianern, Nationalisten und selbst Pantheisten freudig ihr: „Seid umschlungen!“ zu, während sie das Johanneische: „Wer diese Lehre nicht bringt, den nehmet nicht auf und grüßet ihn auch nicht!“ als einen Ausdruck bildungsloser Beschränktheit und Engherzigkeit vornehm abweist. Ist Bunsen's Christengemeinde dieselbe, welche Christus auf den Felsen des Bekenntnisses Petri gründete, und von der Er sagte: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen?“ Wahrlich, sie ist es nicht! Ein Kind erkennt's, dass sie die Gemeinde nicht ist, von der wir in der Apostelgeschichte lesen: „Und der Herr tat täglich hinzu zu der Gemeinde derer, die da selig werden,“ und auf deren Portal der Apostel Paulus im Namen seines Herrn die ernste Aufschrift setzte: „Verflucht sei, wer ein andres Evangelium predigt, denn das wir euch gepredigt haben!“

Bunsen beschuldigt seinen Gegner Stahl, er stelle einen unprotestantischen, ja päpstischen Begriff von der Kirche auf. Eine sehr harte Beschuldigung dies! Worin findet Bunsen das Romanisierende des Stahl'schen Kirchenbegriffs? Er sagt:

- Zuerst unterscheide Stahl in echt römischer Weise zwischen Christengemeine oder christlichem Volk und Kirche; sodann
- unterweise er die evangelische Kirche menschlichen Autoritäten, denen der Herr sie nicht unterworfen habe, und erniedrige so die Freigeborene zur dienstbaren Magd; und endlich
- lehre er eine allein seligmachende, äußere Kirchenanstalt. Ist diese dreifache Anklage begründet? Es liegt uns ob, dies näher zu untersuchen.

4.1 Unterscheidet Stahl zuvörderst wirklich zwischen Christengemeine und Kirche? – Allerdings! Er sagt: „Die Christengemeine ist die bloß menschliche Verbindung; die Kirche dagegen ist die Institution, (Einrichtung, Ordnung,) mit ihrem bindenden Ansehn über den Menschen.“ Dies hat allerdings bedenklichen Klang; denn Rom unterscheidet ebenfalls so, und versteht unter der über der Gemeinde stehenden Institution oder „Kirche“ die in der Person des Papstes sich gipfelnde Priesterschaft mit ihrer vorgeblich auf apostolischem Übertrag beruhenden Machtvollkommenheit, die Gewissen der Gemeinde, oder des christlichen Volks, ausschließlich und unbedingt zu beherrschen, und die göttlichen Gnaden: Vergebung der Sünden und den heiligen Geist, mittlerisch auf die Glieder der Gemeinen überzuleiten. Beabsichtigt Stahl, den Sauerteig ähnlicher Vorstellungen auch der protestantischen Gemeinschaft wieder einzupflanzen? „Ja, Ja!“ ruft Bunsen. Ich aber denke: nein, und freue mich einer Äußerung Stahls zu begegnen, die, allerdings klarer, als jene, meine Voraussetzung nur besiegelt. Er sagt: „Die Gemeinde in ihrer Gebundenheit an die Institution ist die Kirche“; und dies ist vollkommen richtig. Stahl fügt hier wieder einheitlich zusammen, was er oben auseinander zu reißen schien, und redet biblisch. Die Schrift macht allerdings zwischen Gemeinde und Kirche keinen ausdrücklichen Unterschied, sondern bedient sich zur

Bezeichnung der Gesamtheit der Gläubigen nur des einen Wortes: „Ecclesia“, deutsch: „Auswahl“, „Versammlung.“ In diesem Worte aber schließt sie offenbar beide Begriffe in Eins zusammen, und ihre „Ecclesia“ ist an vielen Stellen unverkennbar ebenfalls die „geordnete und an die Institution, d. h. an gewisse göttliche Einrichtungen und Satzungen gebundene Gemeinde.“

4.2 „Ja“, ruft Bunsen, „an göttliche Satzungen und Ordnungen; Stahl aber untergibt die Gemeinde menschlichen Autoritäten, und verurteilt die zur Freiheit gebotene wieder zur Unmündigkeit und zu schmachvoller Knechtschaft!“ Dies Bunsens zweiter Vorwurf. Sehen wir, was Wahres an ihm ist. Zu der Institution, oder den Autoritäten und maßgebenden Wächtern denen die evangelische Christengemeinde unterworfen sei, zählt Stahl

- ❶ die göttliche Offenbarung;
- ❷ die von Christo und den Aposteln gegründete Gottesdienstordnung;
- ❸ das Zeugnis der Reformation, oder das kirchliche Bekenntnis;
- ❹ das geistliche Amt; und
- ❺ die äußere zeitliche Ordnung des Kirchenregiments und der mannigfaltigen kirchlichen Einrichtungen, wie sie die Gemeinde geschichtlich überkommen hat.

Die unter 1 und 2 genannten Autoritäten lässt auch Bunsen gelten. „Ja“, sagt er, „die göttliche Offenbarung steht bindend über der Gemeinde; jedoch nur, wie sie im jeweiligen Bewusstsein der Gemeinde lebt, und von dem Geist, der der Gemeinde gegeben ist, (und dies ist nicht der persönliche Pfingstgeist, nicht der „andre Tröster“ aus der Höhe, sondern der Gemeinde eigener Geist,) ausgelegt wird.“ Auch erkennt Bunsen die Ordnung des Gottesdienstes, bestehend in Gesang, Gebet, Predigt und Feier des Sakraments als bindend an. Von den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Autoritäten will er dagegen nichts wissen, und erachtet's für Gewalttat und Frevel, dieselben als ein Joch der Gemeinde auf den Hals legen zu wollen.

➤ Zuerst das Bekenntnis. Bunsen erklärt, dasselbe sei von Menschen verfasst, und habe darum keinen Anspruch an unbedingte Unterwerfung der Gemeinde. Aber auch Stahl gibt zu, das Zeugnis der Reformation, selbst das Augsburgerische, „beruhe nicht auf göttlicher Eingebung, und sei mithin der Schrift nicht gleich zu achten. Nichtsdestoweniger aber“, fügt er hinzu, „beruhe es auf besonderer göttlicher Erleuchtung und sei darum im Ganzen von sicherer Wahrheit.“ Dieser Ansicht pflichte ich vollkommen bei. Kein Mensch hat noch darzutun vermocht, dass z. B. die Augsburgerische Konfession nicht im Wesentlichen ein getreuer Ausdruck der Lehren Christi und der Apostel sei. Derjenige aber, für den Christi und der Apostel Wort kein absolut bindendes Ansehn mehr hat, der steht außer der Gemeinde der Christen, und mit solchen haben wir weiter nicht zu streiten.

„Aber das Bekenntnis“, wirft man ein, „wird doch als Menschen-Arbeit einer Fortbildung fähig sein können?“ – Gewiss! Auch Stahl gibt diese Möglichkeit ausdrücklich zu. Dennoch sagt er: „Die Gemeinde hat nicht Macht, dieses Zeugnis oder kirchliche Bekenntnis zu ändern; sondern dieses Zeugnis ist eine Macht, der die Gemeinde gebunden ist!“ – Aber stehen wir hier nicht vor einem Widerspruch? „Nein.“ Die Meinung ist diese: „Die

Grundsubstanz des Bekenntnisses ist schlechthin unveränderlich und unverbesserlich wie das Wort Gottes selbst; denn sie ist nichts anderes, als dieses Wort. Die Fortbildung des Bekenntnisses ist aber nicht der Abstimmung und Ballotage der Gemeinde anheimgegeben; sondern, falls sie zum Bedürfnis würde, vollzieht sie Gott der Herr selbst, unter dessen Einwirkung und Leitung das Bekenntnis zu Stande kam, welches die Gemeinde um sich sammelte und die Kirche gründete. – „Aber tut Gott nicht alles durch die Gemeinde?“ Allerdings; aber in göttlicher Weise, d. h. die Gemeinde durch seinen Geist regierend und führend, und nicht die Gemeinde emanzipierend. – Ich nehme an, das Bekenntnis bedürfe einer Erweiterung oder Läuterung. Was wird geschehn? Gott wird wieder eine mit einer besondern Ausgießung des heiligen Geistes heimgesuchte schöpferische Zeit eintreten lassen, ähnlich der Reformationszeit, in der dann unter freudiger Zustimmung aller wahrhaft frommen und erleuchteten Glieder der Kirche die Fortbildung des Bekenntnisses wie von selbst vor sich geht. – „Aber wenn schon jetzt ein tief gründender Schriftforscher die Entdeckung machte, dass in dem oder jenem Punkte das Bekenntnis dem Worte Gottes nicht entspreche?“ – Bist etwa Du dieser Forscher, so teile der Welt deine Entdeckung mit, weise nach, wo das Wort Gottes und das kirchliche Bekenntnis nicht miteinander in Einklang stehen, und was gilt's, der Blitz deines Gedankens, wenn dieser wirklich gegründet ist, schlägt durch, bricht trotz aller Opposition sich siegreich Bahn, und führt endlich mit zwingender Notwendigkeit in dem einen oder andern Artikel eine Läuterung oder Erweiterung des Bekenntnisses herbei. Es ist aber seit der Reformation eine solche Entdeckung noch nicht gemacht. Der Generalsuperintendent Röhr in Weimar glaubte sie einmal gemacht zu haben, und schrieb ein neues Bekenntnis für die Kirche. Wo blieb's? Es ist längst, längst verschollen. Die Berliner Generalsynode von 1846 verfasste etwas Ähnliches, und, wie sich von selbst versteht, ungleich Vortrefflicheres. Was ist daraus geworden? Die Zeit hat's weggespült. Das Bekenntnis lässt nicht so mit sich machen und experimentieren. Wenn es auch nicht buchstäblich von Gott diktiert ward, so ist's doch Gottes Sache, und steht unter seiner unmittelbaren Hut und Aufsicht.

Aber Bunsen beschuldigt seinen Gegner und dessen Partei, (ich weiß nicht, wen er zu der letzten zählt,) sie sprächen der Gemeinde das Recht der freien Bibelforschung ab? – Ich hoffe nicht, dass dieser Vorwurf gegründet ist. Wäre er's, so sähe ich mich freilich genötigt, hier mit Bunsen gegen Stahl Partei zu nehmen. Was sagt aber Stahl? „Das evangelische Prinzip der freien Forschung“, sagt er, „das zuerst durch die deutsche Reformation verkündigt wurde, verstehn und üben wir nicht anders, als zugleich in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte, und vor dem Zeugnis der besonders erleuchteten Männer und Zeiten.“ Was heißt dies? Doch wohl nichts anderes, als dass wir, wenn wir in der Schrift forschen, mit gebührender Hochachtung die Auslegung betrachten sollen, welche Männer, wie Augustinus, Origenes, Chrysostomus, Ambrosius, Luther, Melanchthon, Calvin und andere, dieser und jener Stelle gegeben haben. Und welcher christliche Schriftforscher wird dies nicht tun? Würde aber von uns verlangt, wir sollten jener Auslegung, die ja in vielen Fällen ohnehin bei den verschiedenen Männern eine verschiedene war, unbedingt und blindlings uns unterwerfen, so wäre dies allerdings eine unprotestantische Zumutung, die aller tiefen Ergründung der Schrift und aller weiteren Entwicklung der christlichen Lehre den Riegel vorschöbe. Unfehlbare Dolmetscher kennen wir nicht. Solche hat aber auch Stahl uns nirgends aufdringen wollen. Und wenn er auch einmal sagt: „Was wir in der Augsbургischen Konfession und dem Katechismus Lutheri an biblischer Wahrheit

besitzen, ist so hinreichend, dass es aparter Entdeckungen gar nicht mehr bedarf“, so wünschte ich zwar, er hätte dieses missverständliche Wort lieber nicht ausgesprochen, lebe jedoch der vollkommenen Überzeugung, dass er damit nicht habe sagen wollen, dass die Schrift erschöpft sei, und neue Entdeckungen in ihr gar nicht mehr gemacht werden könnten. Eines so bornierten, geistlosen und ungeistlichen Gedankens ist vielleicht mancher Nachtreter Stahls, aber Stahl selbst nicht fähig. Er weiß so gut, wie jemand, dass die Schrift, diese Fundgrube göttlicher Wahrheitsschätze, unerschöpflich, und wenn auch ein „Bach“, in welchem das Lamm wadet, so doch auch ein Meer sei, in dem der Elefant schwimmen muss.

➤ So wenig, wie das Bekenntnis, will Bunsen das geistliche Amt als eine Autorität über der Gemeinde gelten lassen. Bunsen hätte Recht, seinen Gegner eines Abfalls vom Protestantismus zu bezüchtigen, wenn dieser behauptet hätte, die Gemeinde habe sich den Zeugnissen ihrer Geistlichen als Orakelsprüchen eines unfehlbaren Ordens unbedingt zu unterwerfen. Dies liefe ebenso wohl der Schrift, wie der Kirchenlehre zuwider. In der Schrift heißt's: „Einer rede, und die andern urteilen.“ Stahl denkt aber auch nicht daran, eine solche Behauptung aufzustellen. Er sagt, das geistliche- oder Predigt-Amt sei von Christus eingesetzt, und zum Hüter, Wächter und Verwalter der kirchlichen Wahrheits- und -Heilsschätze verordnet; und als solches habe es seine Selbstständigkeit, und sei nur Gott und nicht der Gemeinde verantwortlich und unterworfen. Wenn z. B. die Christengemeine auf einer Synode einen Entschluss fasste, der dem Bekenntnis zuwider liefe, so sei das Amt an diesen Beschluss so wenig gebunden, dass es vielmehr dawider zu protestieren habe, und göttlich berechtigt sei, nach wie vor so lange dem Bekenntnis der Kirche gemäß zu handeln und zu predigen, bis es der Gewalt weichen müsse. Dies alles ist ja unwidersprechliche Wahrheit; und mehr, als dies will auch Stahl nicht sagen. Freilich taucht hin und wieder in neuester Zeit inmitten unsrer Kirche ein Begriff vom Amt und dessen Vollmacht auf, der nahe an den römischen streift, und wieder mediatorische Bedeutung in dasselbe hinein tragen will. Wider den verbinde ich mich, nicht mit Bunsen bloß, sondern mehr noch mit Luther und Calvin, ja mit den Aposteln selbst. Diesen Begriff hat Stahl jedoch nirgends vertreten. Bunsen aber vertritt die Idee, dass das geistliche Amt nur ein Lehen der Gemeinde sei, eine höhere Vollmacht nicht besitze, als die ihm von Unten herauf verliehen ward, und mit seiner Lehre wie mit seinen Verrichtungen dem wechselnden Geiste der Gemeinde zu gehorsamen habe. Gegen diesen Begriff verbinde ich mich entschieden mit Stahl.

➤ Die dritte Autorität oder Macht, welche Stahl der Gemeinde überordnet und an welche er sie bindet, ist die „äußere zeitliche Ordnung des Regiments, des Pfarrtums, der mannigfaltigen, heilsamen Einrichtungen, wie die Gemeinde dieses alles geschichtlich überkommen hat.“ Und allerdings ist die Gemeinde ebenso wohl der angestammten kirchlichen Obrigkeit, Einrichtung und Ordnung verpflichtet, wie der politischen, und darf ebenso wenig gegen diese, wie gegen jene Revolution machen wollen. Aber Kirchenregiment und kirchliche Verfassung können in den verschiedenen Abteilungen der einen Kirche verschieden sein, und sind es wirklich; und wie sie geschichtlich entstanden sind, so können sie sich auch wieder geschichtlich ändern. Sie bilden keinen unwandelbaren Glaubensartikel, und sind bindend nur, so lange sie zu Recht bestehn. Dass die Kirche hier in konsistorialer, dort in presbyterialer, dort in episkopaler Verfassungsform einhergeht, hindert ebenso wenig, dass sie eine Kirche sei, als eine Verschiedenheit der

äußeren Kultusformen dies hindert. Sämtliche reformatorische Bekenntnisse räumen dies ein, und auch Stahl hat es nirgends bestritten.

4.3 Die schwerste Anklage, die Bunsen wider Stahl erhebt, ist aber die, er lehre echt römischer Weise, dass außer dem Organismus, welchen er „Kirche“ nenne, kein Heil sei. Diesen harten Vorwurf will er in folgenden Äußerungen Stahls begründet finden. Stahl sagt: „Die einzelne Seele, d. i. die Seele in ihrer Vereinzelnung ist nicht der Sitz der göttlichen Mitteilungen und Gnadenerweisungen. Die Independenten in England und Amerika lehren, jede einzelne Gemeinde sei unabhängig, souverän im Reiche Gottes, Sitz des heiligen Geistes, woraus folgt, dass jede einzelne Seele independent, souverän, Sitz des heiligen Geistes ist, und daher völlig neu aus sich heraus die Bibel auszulegen beginnt, und allenfalls ganz neue, bis jetzt ganz unerhörte Dinge darin entdeckt. Unsre Lehre ist, dass der Seele nur in der Kirche die göttlichen Gnadenmitteilungen verheißen sind. Die Kirche aber ist nicht eine bloß äußerliche Institution; sie ist ein Reich des Wehens und Webens innerlicher, geistiger Kräfte. Sie ist ein Ineinanderwirken des innerlichen, persönlichen Glaubens der Menschen, und wieder der Gestaltungen und Monumente, die der Glaube geschaffen und die nun rückwärts den Hauch des Glaubens auf die Menschen ausströmen. Ein Durchdringen der Gnade, die Gott in seine Ordnungen gelegt hat, und der Gnade, die er in der Seele wirkt. Sie ist der Schatz aller göttlichen Segnungen, und aller menschlichen Charismen und Leistungen, eine Handreichung der Heiligtümer von Geschlecht zu Geschlecht. Sie umschließt daher das Verständnis des Wortes Gottes, wie es der Glaube des Christentums und eine tiefe, gläubige theologische Wissenschaft in der Kette der Jahrhunderte herausgebildet hat, und die schönen Gottesdienste, welche andächtiger Sinn von der apostolischen Zeit her bis jetzt gegründet, und die Gemeinschaft des geistlichen Amtes, und die christliche Würdigung für alle Lebensverhältnisse, für Hausstand, Staat, Kunst, Wissenschaft und die christliche Sitte und Ordnung des Volkes, und über allem die Sakramente in ihrem rechten Gebrauch und rechten Verständnis. Das sind Einrichtungen und Bande, die Gott durch die Christenheit geschlungen, und an denen die Christenheit selbst durch alle Zeiträume hindurch mitgewirkt hat. Die Gemeinschaft der Gläubigen innerhalb dieser Einrichtungen und Bande, nicht außerhalb derselben, ist die Kirche, ist der mystische Leib Christi, der Sitz der göttlichen Gnadenwirkungen des Geistes, der in alle Wahrheit leitet. – Die Frucht des Reiches Gottes ist der Seelen Seligkeit; aber das Erdreich, auf dem allein diese Frucht wächst und gedeiht, ist die **Kirche!**“ – So Stahl.

Bunsen hört seiner Rede zu, und gerät nun vollends außer sich. „Stahl“, ruft er aus, „beklagt sich darüber, dass man seiner Lehre eine halb katholische Auffassung des Begriffs der Kirche vorgeworfen habe. Ja, wer dies getan hat, der tat ihm Unrecht. Herrn Stahls Ansicht ist nicht halb katholisch, sondern ganz katholisch, oder, (damit keine Unklarheit bleibe,) ganz papistisch!“ – Eine furchtbare Anklage! Sehen wir zu, ob sie wirklich treffe. Die Stahlsche Rede, die wir eben vernommen, hat allerdings etwas Schwebendes und Schillerndes, und sieht uns auf den ersten Blick wie ein Rätsel der Sphinx, oder wie ein mehrdeutiger Ausspruch des Orakels zu Delphi an. Bringen wir darum vor allem ihre Gedanken zum Stehen, und forschen wir, ob Stahl nur etwas sagt, was wir alle nicht bezweifeln, oder ob er wirklich Gedanken ausspricht, die dem Protestantismus fremd sind.

Zuvörderst sagt er, die einzelne Seele, oder die Seele in ihrer Vereinzelung, sei nicht der Sitz des heiligen Geistes, sondern die Kirche sei es. Wenn er damit sagen will, es könne außerhalb der geordneten Kirchenanstalt der heilige Geist durch die bloße Bibel eine vereinzelt Seele nicht erleuchten, noch zu göttlichem Leben erwecken und heiligen, so ist dies falsch, und wir rufen die Missionsgeschichte wider ihn zur Zeugin auf. Allerdings aber wird das christliche Leben solch eines inmitten der Heidenwelt und fern von der Christengemeinschaft und den derselben verliehenen Gnadenmitteln vereinzelt Erweckten nimmermehr zu rechter Entfaltung und Ausgestaltung gelangen. Hätte Stahl gesagt: „Die christliche Seele bedarf zu ihrem Gedeihen der Gemeinschaft der Gleichgesinnten und sucht sie, und sie kann in ihrer Vereinzelung nicht der Schauplatz und die Offenbarungsstätte der ganzen und vollen Wirksamkeit des heiligen Geistes sein“, so hätte er unmissverständlich geredet; und ich denke mir, er habe in der Tat nichts anderes sagen wollen. – „Doch, doch!“ ruft Bunsen. „Stahls Ansicht geht dahin, dass die persönliche gläubige Gesinnung noch keinen Anteil an den Gnaden Christi und der durch Ihn erworbenen Seligkeit gewähre, sondern erst die Zugehörigkeit zur Kirche, d. h. zu der bestimmten Anstalt und Korporation, die er Kirche nennt!“

Denkt Stahl wirklich so? Täte er's, so träte er hier freilich vom reformatorischen Standpunkte ab. Aber dringen wir der Sache näher auf den Grund. Allerdings sagt er: „Unser Lehre ist, dass der Seele nur in der Kirche die göttlichen Gnadenmitteilungen verheißen sind.“ Dies klingt bedenklich. Vielleicht aber versteht er hier mit einem Male unter Kirche etwas anderes, als die Trias der drei geschichtlichen Kirchengestalten: der römisch-katholischen, der lutherischen und der reformierten? Es scheint so; denn er sagt: „Die Kirche ist nicht eine bloß äußerliche Institution, sondern ein Reich des Wehens und Webens innerlichen geistiger Kräfte. Sie ist ein Ineinanderwirken des innerlichen persönlichen Glaubens der Menschen, und wieder der Gestaltungen und Monumente, die der Glaube geschaffen, und die nun rückwärts den Hauch des Glaubens auf die Menschen ausströmen; ein Durchdringen der Gnade, die Gott in seine Ordnungen gelegt, und der Gnade, die er in der Seele wirkt; eine Handreichung der Heiligtümer von Geschlecht zu Geschlecht. Sie umschließt daher das Verständnis des Wortes Gottes, wie es der Glaube der Christenheit und eine tiefe, gläubige Wissenschaft in der Kette der Jahrhunderte herausgebildet hat, und die schönen Gottesdienste, welche andächtiger Sinn von der apostolischen Zeit her bis jetzt gegründet hat, und die Sakramente in ihrem rechten Gebrauch und rechten Verständnis. Dies sind Einrichtungen und Bande, die Gott durch die Christenheit geschlungen, und an denen die Christenheit selbst durch alle Zeiträume hindurch mitgewirkt hat. Die Gemeinschaft der Gläubigen innerhalb dieser Einrichtungen und Bande, nicht außerhalb derselben, ist die Kirche, ist der mystische Leib Christi, der Sitz der göttlichen Gnadenwirkungen, des Geistes, der in alle Wahrheit leitet.“

Dies klingt durchaus annehmbar. Aber halt! Wer verblieb nach Stahls Anschauung innerhalb dieser geschichtlich-kirchlichen Einrichtungen und Bande? Allein die römisch-katholische, die lutherische und einigermaßen die reformierte Gemeinschaft; aber z. B. die Millionen Puritaner, Methodisten und Independenten Englands und Nordamerika's nicht, obwohl auch sie auf reformatorischem Bekenntnisgrunde stehn, und ebenfalls die Schrift auslegen in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte und vor den Zeugnissen der besonders erleuchteten Männer und Zeiten; allerdings aber die kirchliche Tradition streng an Gottes Wort zu prüfen und zu bemessen pflegen, für die

„Monumente des späteren Glaubens“ namentlich aus der Zeit des Mittelalters, freilich wenig Begeisterung empfinden, weder ein konsistoriales noch bischöfliches Kirchenregiment besitzen, und weniger von liturgischen Formeln, als von der Predigt des Worts das Heil der Welt erwarten; wie sie denn auch Altarschmuck, Chorgesang, Bildwerk u. dergl. in ihren Gotteshäusern nicht dulden, ja zum Teil ihren Geistlichen nicht einmal Ornat und Titel zugestehn, weil sie allem, was aus dem Papsttum stammt, und wieder zu römischen Anschauungen verleiten könnte, vielleicht allzu abhold sind, und das Prinzip des Protestantismus, nach welchem jedem einzelnen gläubigen Christen der heilige Geist gegeben ist, der ihn in alle Wahrheit leite, vielleicht auf die Spitze treiben, indem sie jeder Seele und Gemeinde das Recht zuerkennen, sich neu die Schrift auszulegen, nur mit der Beschränkung, dass die großen evangelischen Grundwahrheiten: die Gottheit Christi, das gänzliche Verderben der menschlichen Natur, die Erlösung durch Christi Blut, die Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein aus Gnaden um des Verdienstes Christi willen, und die göttliche Einsetzung der Sakramente, als ein für alle Mal feststehend, dabei maßgebend seien. Nach Stahl's Lehre befinden sich diese Gemeinden außerhalb der Kirche, weil sie sich von deren geschichtlicher Gestalt zu weit entfernt, und in mancher Beziehung den urchristlichen Zuständen zu sehr genähert haben. Zwar überstrahlen sie im Ganzen unsre Gemeinen sehr bedeutend an Festigkeit des biblischen Glaubens, an Zucht und sittlichem Ernst, an energischem Unternehmungsgeist zur Ausbreitung des Reiches Gottes, an missionarischer Rührigkeit, an Eifer für Bibel- und Traktatgesellschaften, an Freigebigkeit für kirchliche und wohltätige Zwecke, an Heilighaltung des Sonntags, an Andacht bei der Feier des Abendmahls, und an manchem andern Schönen und Edlen. Aber Stahl setzt sie vor die Tür der Kirche, „welche der Sitz des heiligen Geistes“ ist. Sei's auch, dass an ihnen des heiligen Geistes Kräfte, Gaben und Früchte viel reichlicher sich offenbaren, als in den mehrsten unserer Sprengel; die römische, die lutherische, und etwa auch die calvinische Kirche bleiben doch „des heiligen Geistes Sitz“, weil sie, – auch die römische, deren Irrtümer natürlich, damit sie in die Kirchentrias passe, sehr abgeschwächt werden müssen, – in der geschichtlich kirchlichen Entwicklung des Christentums treuer verharren, und nicht so „radikal“ über Tradition, über die „Monumente des Glaubens“, über so manche allerdings „schöne“ Einrichtungen und Gottesdienste, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden, gleich bis auf heilige Schrift und apostolisches Zeitalter, oder die ersten christlichen Zeiten hinübersetzten. Ja, die Verfassung der Independenten, der gemäß jede einzelne Gemeinde, (versteht sich: unter der Institution des rechtgläubigen Bekenntnisses,) selbstständig ist, und in höchster Instanz selbst ihre Angelegenheiten ordnet, will auch mir nicht gefallen; und sie selbst fangen an, das Missliche dieser Form zu fühlen, und sich zu Synoden zusammenzuschließen. Auch erkenne ich dankbarlichst an, dass unsre lutherische oder calvinische Kirchengemeinschaft an kirchlichen Schätzen und Mitteln der Erbauung, wie an tiefer, gläubiger Wissenschaft, zu welcher letzteren freilich auch jenen der Weg nicht versperrt ist, gar viel reicher dastehn, als die englischen und amerikanischen Puritaner- und Independentengemeinen. Dass aber sogar die römische Kirche vor den eben genannten der Sitz des heiligen Geistes sein soll, weil sie an den „geschichtlichen Monumenten“ des Glaubens, und an der kirchlichen Überlieferung (der „Handreichung von Geschlecht zu Geschlecht,“) fester hielt, darin erlaube ich mir anderer Ansicht zu sein, als Stahl, so wie ich auch erachte, es werde Stahl darin nur auf die Zustimmung weniger sich Rechnung machen dürfen, dass die gläubigen Presbyterianer und Kongregationalisten Amerikas und Englands keine Glieder an dem

mystischen Leibe Jesu Christi seien. Der heilige Geist hat sich nicht innerhalb des dreiteiligen Kirchenbaues Roms, Wittenbergs und Genfs ein- und abgeschlossen; sondern die Grenzen seiner Residenz umschreiben einen weiteren Kreis. Ja, ich behaupte, er habe mehr seinen Sitz in dein sogenannten „souveränen“ „radikalen“ und „formlosen“ Independententum, obwohl dieses auch seine bedeutenden Krankheiten hat, als in unzähligen, unter hierarchischer Diktatur stehenden, und an tausendjährige Kirchenformen fest geschmiedeten römischen Kirchensprengeln.

So wäre also der Vorwurf Bunsens gegen Stahl, dass er „romanisiere,“ in der Tat nicht unbegründet? – Ich antworte: Stahl entnimmt seine Waffen gegen Bunsen nicht bloß aus dessen letzter Schrift, „die Zeichen der Zeit,“ sondern vielmehr noch aus seiner früher verfassten, dem „Hippolytus,“ und ebenso baue ich meinen Schild für Stahl nicht bloß aus seinem Vortrage über „Toleranz,“ in welchem die von Bunsen angefochtenen Äußerungen enthalten sind; sondern viel mehr noch aus seiner früheren Abhandlung über das „Prinzip des Protestantismus,“ und prädiere: Stahl ist Protestant! Die Idee aber von der geschichtlichen Kirchendreiheit nicht als von einem, sondern als von dem Sitze des heiligen Geistes, d. h. dem in der Art ausschließlichen, dass, wer ihr nicht beigeht, draußen steht, wo nicht der Sitz des Geistes ist, möge er selbst vertreten. Möglich ist's, dass er sich nicht präzise, nicht unzweideutig genug ausgedrückt hat, und wir ihn nur missverstehen. Aber wie die Idee uns entgegentritt, ist sie nicht protestantisch; doch auch nicht römisch. Denn die römische Kirche sagt: „Ich allein bin der Sitz des heiligen Geistes;“ während Stahl, den Begriff erweiternd, spricht: „Nicht du allein, sondern du, die lutherische und die reformierte: wir Drei!“

Wir schließen für heute. – Preisen wir den Herrn, dass Er uns in der Kirche geboren werden ließ, der unbestreitbar vor jeder andern große und reiche Vorzüge zu Teil geworden sind. Halten wir aber auch für andere Kirchenschöpfungen des heiligen Geistes, der da frei ist, und „wehet, wo Er will“ Herz und Arme offen. „Mannigfaltig und doch einig“ heißt das Gesetz des Reiches Gottes wie der Natur. – Die Grenzen unsres Horizonts sind nicht diejenigen der Welt. – Vielleicht wird noch im Laufe dieses Sommers manchem unter uns Gelegenheit, zu seiner Überraschung wahrzunehmen, dass auch „hinter dem Berge noch Leute wohnen.“

XV.

Der neueste Kampf auf kirchlichem Gebiet.

Dritter Vortrag

gehalten

im evangelischen Verein zu Potsdam den 3. Juni 1856

Werehrte Versammlung! Indem wir uns, schon um Zeit zu gewinnen, gleich in die Mitte des Kampfes zurückversetzen, dem wir eine Weile unsre Aufmerksamkeit zugewendet haben, schlägt heute zunächst als hervorstechendes Feldgeschrei das Wort

5. „Toleranz!“

an unser Ohr. Bunsen ruft's, und beschuldigt seinen Gegner Stahl der Intoleranz, ja der kirchlichen Verfolgungssucht. Ob mit Recht? – Wir bezweifeln es von vorne herein; doch liegt uns ob, es näher zu untersuchen.

Stahl sagt, das Christentum sei seiner Natur nach ausschließend, intolerant. So paradox dieser Satz auch klingt, so wahr ist er. Das Christentum tritt, und zwar vollkommen berechtigt, mit dem Anspruche auf, die gottgeoffenbarte, und darum untrügliche und unwandelbare Wahrheit zu sein, und spricht über alle, die von ihm weichen, und über jeden, der „ein anderes Evangelium predigt, als gepredigt ist,“ das Anathema, oder das Verwerfungsurteil aus. Auch Bunsen leugnet das nicht; aber zuvörderst fragt er, was Christentum sei, und behauptet, kein kirchliches Bekenntnis sei befugt, von sich zu rühmen: „Ich bin's!“ Vielmehr habe sich ein jeder auf dem Wege eigener gewissenhafter Forschung über das Wesen des wahren und reinen Christentums erst mit sich selbst zu verständigen, oder bei sich auszumachen, was er dafür zu erkennen habe. Sodann ist Bunsens Meinung, dass, wenn auch irgend einem Bekenntnisse der Name eines erschöpfenden Ausdrucks des Schriftinhaltes zukäme, dasselbe doch niemandem weder gewaltsam aufgedrungen werden könne noch dürfe, indem alles christliche Glauben und Bekennen, das nicht aus freier persönlicher Überzeugung, Entscheidung und Aneignung beruhe, wertlos, ja verwerflich sei. Aus diesen Sätzen leitet er dann die Forderung einer unbedingten Religionsfreiheit her. Man solle, meint er, jeden seinem religiösen Gewissen überlassen, und den schon als einen christlichen Bruder achten, der nur überzeugungstreu an demjenigen halte, was ihm nach ernster Prüfung als die Wahrheit erschienen sei. Bunsen bestimmt nun den Begriff der Toleranz dahin, „dass ein Mensch von der Obrigkeit, oder einer obrigkeitlichen Kirche nicht verfolgt werde, wenn er, ohne die bürgerlichen Ordnungen zu verletzen, Gott auf seine Weise verehren wolle mit seinen

Glaubensgenossen.“ Er beansprucht somit unbeschränkte Religionsübung und Kultusfreiheit für alle religiösen Gemeinschaften und Sekten, vorausgesetzt, dass dieselben die bürgerlichen Gesetze nicht verletzen, nicht Grundsätzen huldigen, welche die Sittlichkeit gefährden, noch, wie die freie Gemeinde zu Magdeburg, (er nennt sie ausdrücklich), unter dem Deckmantel religiöser Genossenschaften nur Politik treiben.

Was entgegnet Stahl? Zuerst bemerkt er, dass, was wahres Christentum sei, mitnichten mehr in Frage stehe, indem mindestens die Grundwahrheiten desselben in reinsten Gestalt längst ermittelt und in den Bekenntnissen der allgemeinen Christenheit, ausführlicher aber in den Zeugnissen der Reformation, niedergelegt worden seien. Und dies hat seine volle Richtigkeit. Stahl gibt zu, dass eine religiöse Überzeugung durch menschliche Gewalt nicht umgewandelt werden könne. Nichtsdestoweniger aber erachtet er dafür, dass die Kirche, in dem lebendigen Bewusstsein, die Wahrheit Gottes zu besitzen, das Recht der Zugehörigkeit zu ihrer Gemeinschaft an die Bedingung einer aufrichtigen Unterwerfung unter ihr Bekenntnis zu knüpfen, und allen Ernstes dahin zu trachten habe, ihre Mitglieder gegen andringende falsche Lehre sicher zu stellen. Ja, er zählt es zu den Pflichten christlicher Obrigkeit, der Kirche nach Umständen bei der Abwehr Gefahr drohender Irrtümer ihren starken Arm zu leihen. Seine Ansicht von der Toleranz ist diese: „Es gibt drei große kirchliche Gemeinschaften, welche durch die Geschichte als solche gekennzeichnet wurden, denen für das Reich Gottes eine besondere Mission vom Herrn zu Teil geworden sei: die römisch-katholische, die lutherische und die reformierte; und zwar die erstere, (wir wissen schon,) als „Vertreterin des ununterbrochenen Entwicklungsganges des Christentums von dem apostolischen Zeitalter her;“ die andere als die Entsieglerin der tiefsten Geheimnisse des Evangeliums; die dritte als die Pflegerin der sittlichen Seite der Kirche durch die Heiligung der Gemeinde, und durch die Auferbauung einer in sich geschlossenen Welt christlicher Ordnungen und christlichen Lebens aus dem Innersten des tätigen Glaubens der Gemeinde heraus. Diese drei Konfessionen haben als die Sendboten Gottes ein wohlbegründetes Recht auf öffentliche staatsrechtliche Anerkennung, und zugleich auf den Schutz und die Unterstützung des Staates. Was nun neben denselben an religiösen Genossenschaften auftaucht, ermangelt des göttlichen Korporationsrechtes, und darum auch jedes Anspruchs auf öffentliche Anerkennung. Mögen diese „Sekten“ immerhin aus wahren Christen bestehen, so lösten sie sich doch von dem dreiteiligen Kirchenkörper ab, welchem Gott seine Aufträge für sein Reich erteilte, und sind in dieser Isolierung nicht Kirche mehr, sondern eben nur Sekten.“

Wie hat sich nun die christliche Obrigkeit zu verhalten, wenn solche Religionsgesellschaften, mögen sie nun Baptisten heißen, Methodisten, Irvingianer, Quäker, Independenten, oder wie sonst, unter ihren Augen sich bilden wollen? Soll sie dieselben rechtlich anerkennen, d. h.: ihnen eine Gleichberechtigung mit den drei herrschenden Kirchen zugestehen? „Nein!“ antwortet Stahl; „denn wenn sie dies täte, lüde sie den Schein der Zustimmung zu den Irrtümern der von ihr anerkannten Sekten auf sich, machte sich an der eignen Kirche einer Verleugnung schuldig, und baute der Separation mit eigner Hand verführerische Brücken.“ Soll denn der Staat jenen Gemeinschaften gesetzlich untersagen, sich ihrem Glauben gemäß gottesdienstlich einzurichten, und wenn sie sich dennoch kirchlich vereinigen, sie, wie es in einigen deutschen Ländern jetzt geschieht, durch Polizeigewalt auseinander sprengen, oder pfänden, in die Gefängnisse werfen, und über die Grenze jagen? „Nein“, erwidert Stahl, „auch dieses nicht, vorausgesetzt, dass sie die öffentlichen Ordnungen nicht stören, noch auf die Sittlichkeit einen verderblichen Einfluss üben.“ Was soll denn der Staat? Er soll

nach Stahl ihre religiöse Grundlage prüfen; und wenn er sich überzeugt, dass sie im Wesentlichen auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung stehen, soll er sie immerhin unter gewissen Einschränkungen dulden, d. h. ihnen gestatten, dass sie sich in ihrer Weise zur Gottesverehrung vereinen, und sich gemeindlich zusammentun und organisieren; und nur dann erst soll der Staat, nicht mit krimineller Strafe, aber mit polizeilicher Abwehr gegen sie einschreiten, wenn sie aggressiv, d. h. angriffsweise wider die Landeskirche angehn, und durch eine zudringliche, mit rohen Schmähungen der Kirche als eines „Babels“ verknüpfte, Proselytenmacherei die Gemeinen behelligen und den kirchlichen Landfrieden stören. – Dies ist Stahls Toleranz, die aber von Bunsen als Intoleranz verschrien, ja mit dem Namen „inquisitorischer Engherzigkeit“ und „unchristlicher Gewissenstyrannei“ gebrandmarkt wird.

Wie urteilen wir nun von der Sache, die wir sie vielleicht leidenschaftsfreier, und darum mit einfältigerem Auge ansehen, als die beiden Kämpfer? Zuvörderst vermag ich die Ansicht Stahls nicht zu teilen, dass die römisch-katholische d. h. die tridentinische Kirche für das Reich Gottes noch heute eine größere Mission vom Herrn habe, als die vielen Millionen Independenten, Presbyterianer, Methodisten und auch Baptisten Englands und Nordamerikas, welche mit uns im Wesentlichen auf gleichem Glaubensgrunde stehen, und Christo die Heidenwelt erobern. Allerdings hat die römische Kirche begründeten Anspruch auf staatsrechtliche Anerkennung; aber aus andern Gründen, als demjenigen, den Stahl geltend machen will. Vollkommen pflichte ich Stahl darin bei, dass die öffentliche Duldung atheistischen Sekten unbedingt zu versagen sei, weil diese nicht bloß die Kirche, sondern auch die Fundamente des Staats gefährden. Freilich ist hiermit auch Bunsen einverstanden, indem er ja die Toleranz bloß auf solche Gemeinschaften ausgedehnt wissen will, die sich als religiöse Genossenschaften ausweisen. Übrigens aber mag er von „vornehmer Duldung“ nicht hören, sondern verlangt für alle Seiten, denen staatsgefährliche Grundsätze nicht nachzuweisen sind, unbedingte Anerkennung. Es handelt sich zunächst um die Baptisten. Sie sind unsre Brüder, denn sie glauben, was wir. Nur verwerfen sie die Kindertaufe, weil sie sich nicht aus der Schrift überzeugen können, dass dieselbe eine Anordnung Christi oder seiner Apostel sei. Stahl zählt sie mit zu den „Rotten,“ von denen Paulus an die Korinther schrieb: „Es müssen Rotten unter euch sein, damit die Rechtschaffenen offenbar werden.“ Aber damit tut er ihnen schreiendes Unrecht; und ich denke, wenn er sich besinnt, wird er dieses rasch ausgestoßene herbe Wort ernstlich bereuen. Freilich würde uns die baptistische Gemeinschaft, wenn sie in unserm Lande Platz griffe, und zu einer Macht erwüchse, in hohem Grade unbequem und hinderlich sein, indem sie als eine fremdländische und fremdartige Korporation den Entwicklungsgang unsrer deutsch-evangelischen Kirche, welche den Beruf hat, sich einheitlich auszugestalten, unterbrechen und hemmen würde. Doch glaube ich nicht, dass sie, so wie die Sekten überhaupt, sich auf eine große Ausbreitung in unserm Vaterlande, das kein Boden für sie ist, Rechnung machen dürfen. Jedenfalls aber sei es, trotz des Irrtums, dessen unsre Kirche die Baptisten zeihen muss, fern, dass die Obrigkeit dieselben um der Ausübung ihres Glaubens willen verfolge. Der Staat überlasse den Kampf gegen die „taufgesinnten“ Brüder zunächst der Kirche selbst, und diese, nur geistlicher Waffen sich bedienend, versuche alles, die Irrenden ihres Irrtums zu überführen, und sie in ihre, der Kirche, Gemeinschaft zurück zu locken. Gerät dies nicht, und gelingt's ihnen dennoch, sich im Lande festzusetzen und anzusiedeln, so lasse sie sie gewähren, und stelle sich zu ihnen freundlich als zu Miterkauften Christi und Mitberufenen zur Seligkeit. Die Obrigkeit aber, welche bei uns keine religionslose sondern eine christliche ist, hindere die Dissidenten nicht, wo sie sich gemeindlich einrichten; begleite aber das

ihnen ausgestellte Duldungspatent zuerst mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass sie mit der Zeit ihren Irrtum erkennen, und in den Schoß der Kirche zurückkehren möchten, und dann mit der Bemerkung, dass, falls sie durch zudringliche Emissaire die Kirche beunruhigen, und deren Glieder mit Reizungen zum Abfall bestürmen sollten, sie sich verpflichtet sehen werde, auch durch polizeiliche Maßregeln die Kirche zu schützen.

Ich meines Theils gönnte den Baptisten von Herzen nicht nur Duldung, sondern selbst eine Anerkennung, derjenigen ähnlich, welche den separierten Lutheranern zuteil geworden ist; fühle aber die Schwierigkeiten, die damit verbunden sein würden. Soll der Staat, dem alle Garantien für die Vertrauenswürdigkeit und Tüchtigkeit dissentierender Prediger, die er weder prüfte noch in ihre Ämter einwies, abgehn, den Kirchenbüchern derselben gleiches Ansehen mit denen der Landeskirche zuerkennen? Soll er die Trauungsakte derer, die sich an die landeskirchlichen Gesetze nicht gebunden halten, an Geltung den kirchlichen gleichstellen? Soll er die Kirche, die seiner Schirmherrschaft anbefohlen ist, den fremdländischen Emissairen als freies, schrankenloses Missionsgebiet eröffnen? Es gibt manche, die sie als solches lieber noch den Jesuiten, als den Baptisten eröffnet sähen. Zu denen gehöre ich nicht. Doch würde auch ich's nicht eben freudig begrüßen, wenn baptistische Abgeordnete mit einem obrigkeitlichen Freibrief meinen Kirchsprengel überfallen und darin Propaganda machen wollten. Jedenfalls indes würde es unchristlich sein, die Prüfung, die allerdings unserer Kirche aus einer etwaigen Überhandnahme der genannten Sekte erwachsen würde, durch eine Verlegung der brüderlichen Liebe, die wir ihnen schulden, ablaufen zu wollen. Ja, Duldung im ausgedehntesten Sinne des Wortes werde ihnen zuteil, wofern es uns nicht gelingt, sie mit dem Schwerte des Geistes zu überwinden! Und, wie gesagt, nicht Duldung nur, sondern selbst, so weit es möglich ist, und es mit unserer Staats- und Kirchenordnung sich verträgt, auch Anerkennung, indem ihnen gestattet werde, nicht allein Kirchen zu bauen, ihre Gottesdienste abzuwarten, kirchliches Eigentum zu erwerben, sondern auch ihre Kinder erst dann zu taufen, wann sie dieselben der Taufe würdig erachten, Individuen, die ihrer Lehre zustimmen, in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, Trauungsakte zu vollziehen, nachdem die Verlobten den die Ehe betreffenden bürgerlichen Gesetzen genügten, und innerhalb ihres Gemeinschaftskreises kirchliche Zucht zu üben. Nur dass sie mit der öffentlichen Predigt innerhalb der Grenzen ihrer Gemeinen bleiben, auf Unterstützungen aus Staatsmitteln keinen Anspruch machen, und vor Übergriffen sich hüten, die in die Kategorie polizeiwidrigen Unfugs fallen, und sie natürlicher Weise als Störer der öffentlichen Ruhe auch der polizeilichen Ahndung bloß stellen würden. Was übrigens den Baptisten eingeräumt wird, gelte darum nicht prinzipiell für alle anderen Sekten, die auf christlicher Grundlage zu ruhen behaupten. Kein Prinzip unbeschränkter Religionsfreiheit; sondern in jedem einzelnen konkreten Falle, erst obrigkeitliche Prüfungs- und dann Entscheidung! So fordern es mit Notwendigkeit die Verhältnisse unsres Landes. Deutschland, und insonderheit Preußen, ist nicht England, noch viel weniger Nordamerika, und wird es auch niemals werden. – Dies, Verehrte, ist meine Ansicht in der Frage der Toleranz; und ich denke, sie wird auch die Ihrige sein. Wollen die Baptisten noch mehr, so mögen sie's durch geistliche und moralische Machtentfaltung sich erkämpfen. Wir gönnen und geben ihnen Raum genug, um vor der Anklage geschützt zu sein, dass wir den Grundsatz Gamaliels verleugneten.

Wir kommen seht zur

6. Union.

Höchst betrübend ist's, dass beim süßen Klange dieses Namens nicht, wie man denken sollte, ein Paradies des Friedens, sondern ein Schlachtfeld voller Grimm, Hass und Bitterkeit sich vor uns auftut. Die Union ist zur brennendsten aller kirchlichen Streitfragen geworden, und hat als solche freilich mehr die Geistlichen als die Glieder der Gemeinen allmählich in fünf oder gar sechs Lager zerteilt. Hören Sie die verschiedenen Parolen und Losungsworte, wie sie heutzutage in unserm Vaterland vermuten!

„Keine Union, sondern Konfession!“ ruft man hier;

dort: „Konfession, d. i. Sonderkirchentum, jedoch innerhalb des Verbandes der evangelischen Landeskirche!“

da: „Konfession, außerhalb dieses Verbandes; also konfessionelle Separation!“

Anderwärts: „Union mit Rom, aber nimmermehr mit Genf oder Zürich!“

anderwärts: „Konsensus-Union oder: Union auf Grund des Lehrbestandes, der den Reformierten und Lutheranern gemeinsam ist!“

anderwärts: „Union allein auf Grund der Schrift, und des einzigen Glaubenssatzes, dass alles Heil der Menschheit von Christo ausgeht!“

und wieder auf einer anderen Seite: „Union ohne jede bindende Glaubenssatzung über der Gemeinde, und lediglich auf der breiten Grundlage des Wortes Gottes, wie dasselbe im Bewusstsein der Gemeinde lebt“,

so dass innerhalb der weiten Grenzen der in diesem Wege entstehenden Allerweltskirche nicht bloß Lutheraner, Reformierte, Baptisten und Quäker als Eine Familie traulich beisammen wohnen; sondern auch der Rationalismus, der Pantheismus, ja jede religiöse Richtung, welche nur nicht die bürgerlichen Ordnungen vertrat und unsittlichen Grundsätzen huldigt, Raum und Berechtigung finde. Für diese bekenntnislose Vereinigung, für diese Union des aller weitesten Mantels, steht Bunsen ein. Es kann uns dies nicht einen Augenblick mehr Wunder nehmen, nachdem wir den Kanon seiner Schriftauslegung, oder vielmehr seiner Übertragung der Schriftbegriffe aus dem „Semitischen“ d. i. dem Jüdischen, in's „Japhetische“ d. i. in's Europäische, oder in die Ideen der neuesten philosophischen Spekulation kennen gelernt, und uns zu unserm Leidwesen überzeugt haben, dass es für ihn eine in einem geschichtlichen Akt übernatürlich von Gott geoffenbarte positive Wahrheit nicht mehr gibt.

Was uns aber nicht wenig befremdet, ist Bunsens Behauptung, dass die kirchliche Union in dem Sinne und der Ausdehnung, wie er sie sich denkt und will, in unserm Preußen längst schon rechtskräftig bestehe. Diese kühne Versicherung müssen wir etwas näher beleuchten. Allerdings gehörten Toleranz und Liebe zur Union zu den hervorragenden Charakterzügen aller unserer nachreformatorischen Landesherrn aus dem Hause der Hohenzollern. Schon die Kurfürsten Joachim II., unter

welchem die Reformation in unserm Lande Eingang fand, Joachim Friedrich, und selbst Joachim Sigismund, der zum reformierten Bekenntnis übertrat, ließen sich's, und zwar in vollem Glauben an die göttliche Wahrheit, ernstlichst angelegen sein, die Lutheraner und Reformierten zu einer Kirche zu vereinen. Dieses Streben vererbte sich auf deren Nachfolger: den großen Kurfürsten, Friedrich, den ersten König, und Friedrich Wilhelm I. Friedrich der Große, der in seinem Reiche einen jeden „nach seiner Facon selig werden ließ“, wünschte ebenfalls die Union, nur dass ihm die dogmatische Grundlage, auf der sie zu vollziehen sei, wenig Sorge machte. Friedrich Wilhelm II. nahm einen Anlauf, in dem Bewusstsein seines Volkes die kirchlichen Bekenntnisse wieder zur Geltung zu bringen; war aber auch der Union aufrichtig zugetan. Erst Friedrich Wilhelm III. war es aufbehalten, in einem gewissen Maße verwirklicht zu sehen, was seine Vorfahren angestrebt, aber nicht erreicht hatten. Fast überall im Lande kamen die Gemeinen dem Unionsgedanken des edlen und wohlmeinenden Fürsten freudig entgegen. „Ja“, sagt man heute, „aus Indifferentismus, aus religiöser Gleichgültigkeit!“

Ein harter Vorwurf dies, der jedoch nur teilweise, nämlich in Ansehung der Stellung, welche die meisten Gemeinen damals zu den kirchlichen Bekenntnisschriften einnahmen, wahr und begründet ist. Im Übrigen war es eine schöne, warme, verheißungsreiche Zeit, in der jene ersten Schritte zur Union geschahen. In Folge der Freiheitskriege, in denen niemand die rettend und schirmend über uns waltende Gotteshand hatte verkennen können, ging eine neue, hoch erfreuliche religiöse Bewegung durch alle Stände unsres Volkes. Man richtete das Zeichen des Kreuzes, das viel geschmähete, wieder auf, hob wieder betend und dankend Blick und Herz empor gen Himmel, strömte aufs neue zu den bis dahin fast ganz verlassenen Gotteshäusern, und gab dem Herrn der Heerscharen mit Wort, mit Lobgesang und frommer Tat die Ehre. Je inniger man sich aber eins fühlte in der gemeinsamen Freude über die erfahrene Rettung, in der Stimmung des Dankes zu Dem, der so herrlich durchgeholfen, und in dem aufrichtig gemeinten Gelöbniß einer allgemeinen Rückkehr zum Glauben und zur Sitte der Väter, um so weniger konnte man begreifen, warum noch die alten konfessionellen Schranken mit ihrer trennenden Wirkung fortbestehen sollten. „Es ist ja,“ so dachte man, – freilich größtenteils aus Unbekanntschaft mit den kirchlichen Bekenntnissen, – „gar kein, oder doch nur ein unerheblicher Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten;“ und so war's natürlich, dass man, da man sich innerlich eins fühlte, auf's Lebhafteste wünschte, diese Einheit auch nach außen hin zur Darstellung kommen zu sehen. So wurde denn vom Jahre 1817 an auf Anregen und unter Leitung des genannten Königes in dem größten Teile unsrer Landeskirche ohne Mühe und Widerspruch, ja unter freudigster Zustimmung der bei weitem meisten Gemeinen, die Union vollzogen, und durch Annahme und Einführung der neuen Agende und Liturgie besiegelt.

Stahl, dessen Losung heißt: „Nicht Union, sondern Konfession,“ behauptet nun, es habe diese Union von Anfang an nicht eine Verschmelzung der beiden Kirchen zu einer, sondern vielmehr nur eine gegenseitige Anerkennung der Art bedeuten sollen, dass man sich einander fortan die Abendmahlsgemeinschaft nicht mehr versagen wolle. Aber dies ist nicht richtig. In dem solennen königlichen Erlass vom 27. September 1817 heißt es ausdrücklich: „Meine in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren haben in frommem Ernste es sich angelegen sein lassen, die beiden getrennten protestantischen Kirchen, die reformierte und lutherische, zu einer evangelisch christlichen Kirche, (also nicht mehr lutherischen und reformierten) in Ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken

und ihre heilsamen Absichten ehrend, schließe Ich mich gern an Sie an.“ – Und dann weiter: „Ich wünsche dieses gottgefällige Werk unter dem Einfluss eines bessern Geistes, welcher das Außerordentliche beseitigt, und die Hauptsache im Christentum, worin beide Konfessionen eins sind, festhält, zur Ehre Gottes in meinen Staaten zustande gebracht zu sehn.“

Also nur eine Kirche statt der bisherigen zwei, und zwar unter Wegfall der konfessionellen Sonderbezeichnungen „lutherisch“ und „reformiert.“ Nichts liegt klarer zu Tage, nichts ist unwidersprechlicher, als dass dies der Grundgedanke des Königs und die Uranschauung der Gemeinen von der Union war. Als man aber anhub, sich wieder auf die alten kirchlichen Bekenntnisse zu besinnen, und, von Jahr zu Jahr sich mächtiger geltend machend, zuerst die allgemeine Frage entstand, ob denn in der nunmehr unierten Landeskirche die Bekenntnisschriften abgeschafft seien, und dann die besondere, ob man nicht, da man aufhören solle, lutherisch und reformiert zu sein, durch das Aufgeben des Unterscheidenden der Konfession, der man bisher angehörte, etwas Wesentliches von seinem Lehrbestande einbüße, so erfolgte unter dem 28. Februar 1834 ein zweiter königlicher Erlass, der seinem Hauptinhalte nach also lautete: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses; auch ist die Autorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden. Durch den Beitritt zur Union wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Konfession nicht mehr als den Grund gelten lässt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen. Der Beitritt zur Union ist Sache des freien Entschlusses. Es kann aber nicht gestattet werden, dass die Feinde der Union im Gegensatz zu den Freunden derselben als eine besondere Religionsgesellschaft sich konstituieren.“ Stahl erklärt diese Kabinettsordre für die *Magna Charta*, d. h. für das Grundgesetz oder die norm- und maßgebende Urkunde der preußischen Landeskirche. Aber diesen Namen beansprucht sie selber nicht; und in der Tat kommt er ihr auch nicht zu. Wenn auf kirchlichem Gebiete ein königliches Gesetz; überhaupt eine *Magna Charta* heißen darf, so muss der Erlass von 1817 dafür erachtet werden, während dagegen der von 1834 sich nur als einen beruhigenden, durch die Not veranlassten Nachtrag, oder als eine erläuternde Klausel zu jenem, nicht aber als eine selbstständige Deklaration und Satzung zu erkennen gibt. Allerdings stellt die Ordre von 1834 fest, dass in den Gemeinen, die ihren Beitritt zur Union erklärten, – (und es taten dies mit wenigen Ausnahmen sämtliche Gemeinen des Landes,) die kirchlichen Bekenntnisse keineswegs aufgehoben seien, dass es aber als unchristlich auch „nicht gestattet werden könne, dass die Feinde der Union im Gegensatz zu den Freunden derselben als eine besondere Religionsgesellschaft sich konstituierten.“ Was besagen diese letzteren Worte? Etwa dass keine separierten Gemeinen sich bilden sollen? So fassen sie viele, aber unmöglich kann dies ihr Sinn sein. Andere geben jenen Worten diese Deutung: „Es soll in Preußen keine nichtunierte Kirche mit ausschließendem Verhalten der unierten gegenüberstehen. In der preußischen Landeskirche soll kein evangelischer Christ vor eine verschlossene evangelische Kirchenpforte kommen, wo es zu ihm heiße: Hier darfst du nicht herein; denn hier wohnen Lutheraner, und du bist reformiert, oder: Hier wohnen Reformierte, und du bist lutherisch; sondern allen evangelischen Christen soll in der

evangelischen Kirche des Landes überall der Zutritt zur kirchlichen Gemeinschaft, zur Feier der Sakramente, und nach Maßgabe seiner Befähigung zu den gemeindlichen Ämtern offen stehen, weil die Unterscheidungslehren der beiden Sonderkonfessionen nicht mehr als Grund der Kirchentrennung gelten sollen.“ Dass diese Deutung die einzig richtige sei, ist nicht schwer zu begreifen, und wird durch die beiden auf die hochwichtige Angelegenheit bezüglichen Kabinetterlasse des jetzt regierenden Königs Majestät vollkommen bestätigt. Diese Erlasse vorn 6. März 1852 und vom 12. Juli 1853 wollen bei aller Anerkennung des fortdauernden Rechts der Sonderbekenntnisse denselben doch keine solche Geltung beigemessen wissen, „welche die Einheit in der Kirche und dem Regiment unmöglich machen würde. Die Schranken, welche einst die Vereinigung von Mitgliedern beider Konfessionen am Tische des Herrn gegenseitig verboten, sollen fallen.“ Die Gemeinschaft sämtlicher evangelischer Christen in Predigt des Worts und Sakrament, auf der Basis des gemeinsamen Lehrbestandes beider Konfessionen, der lutherischen und der reformierten, wird aufs Neue proklamiert. So kann also, nach der rechtlichen Seite hin, über die wahre Stellung unserer Landeskirche, soweit sie, wenn auch stillschweigend nur, der Union beigetreten ist, kein Zweifel mehr walten. Sie ist eine Kirche, in der die Angehörigen beider Bekenntnisse brüderliche Gemeinschaft mit einander pflegen, im Bewusstsein, dass sie im Wesentlichen auf gemeinsamem Glaubensgrunde ruhen, und in der zuversichtlichen Hoffnung, dass die Lehrpunkte, in denen sie noch auseinander gehen, mit der Zeit durch höhere Erleuchtung des heiligen Geistes sich notwendig ausgleichen müssen.

Aus religiösen Gründen aber werden in neuester Zeit gegen jene Union und Kirchenverschmelzung wieder große und laute Bedenken erhoben. Das Feldgeschrei: „nicht Union, sondern Konfession!“ erschallt immer lauter. Scharen, freilich mehr aus Theologen und theologisierenden Juristen, als aus Gliedern der Gemeinen bestehend, liegen damit wider die seit 1817 eingeleitete Kircheneinigung zu Felde. Es gibt lutherische Geistliche, die ganz nach Art und im Geschmack des 17. Jahrhunderts, die reformierte Kirche aufs neue, und nicht minder die unierte, eine „Ketzerkirche“ schelten, ja den Namen einer Kirche ihr gar nicht mehr zugestehn, sondern sie zu einer „Sekte“ stempeln; die amtlich und öffentlich erklären, dass sie einem Nichtlutheraner nimmermehr den Zutritt zu ihrer Abendmahlsgemeinschaft gestatten würden, und die von Ehen zwischen Lutheranern und Reformierten als von „gemischten Ehen“ reden, und allen Ernstes vor denselben als vor einer Versündigung warnen. Diese Individuen befinden sich offenbar mit den Deklarationen des obersten landesherrlichen Kirchenregiments, deren wir vorhin gedachten, im grellsten Widerspruch. Aber man lässt sie aus Schonung ihres religiösen oder theologischen Gewissens ruhig gewähren; ja gestattet ihnen hin und wieder, in Lehre, Ritus, Liturgie, wie in ihrem kirchlichen Verhalten der andern Konfession gegenüber, alle Insignien und Abzeichen eines ausschließlichen Luthertums wieder anzulegen. Und wo Reformierte, die übrigens von je her mehr zum Kirchenfrieden neigten, in ihrem Sinne ähnlich zu Werke gehen, und sich gleichfalls auf sich zurück zu ziehen beginnen, legt man auch ihnen keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg. „Aber könnte es so nicht geschehen, dass das ganze Unionswerk unserer Könige wieder gesprengt würde? – Möglicherweise allerdings! Man überlässt jedoch die konfessionellen Gegensätze, soweit sie sich nicht geradezu rebellisch dem Kirchenregiment entgegenstemmen, ihrem Gärungsprozess, und wartet ab, was sich am Ende daraus entwickeln und gestalten werde.

„Man lässt also gehen?“ – In einem gewissen Sinn und Maße, ja! In der Provinz Sachsen wurde z. B. den lutherischen Geistlichen wieder der Gebrauch einer Spendeformel beim heiligen Abendmahl gestattet, welche die Union geradezu vernichtet. Anderwärts werden liturgische Änderungen nachgegeben und genehmigt, welche dieselbe Wirkung haben. Aber schwebt denn nicht der obersten kirchlichen Behörde, dem Evangelischen Oberkirchenrate, ein bestimmtes Kirchenbild vor der Seele, dessen Verwirklichung er, wenn auch mit weisester Mäßigung, so doch mit vereinten Kräften anstrebt? – Antwort: dieses hohe Kollegium ist nach der konfessionellen Seite hin selbst in sich zerspalten und geteilt, wie die Kirche, die von ihm regiert wird. Einige Glieder desselben haben die amtliche Erklärung abgegeben, sie seien lutherisch, jedoch im Sinne der königlichen Ordre von 1834, und mit dem Wunsche, dass es auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse zur Union kommen möge; andere: sie seien reformiert, aber in gleichem Sinn und mit demselben Wunsche; wieder andere: sie seien lutherisch, und zwar ganz, durchaus und allein lutherisch; und wieder andere: sie seien weder lutherisch noch reformiert, oder, wenn man wolle, beides, indem sie sich auf das Gemeinsame der beiderseitigen kirchlichen Bekenntnisse als auf das Fundament ihres Glaubens stellten. Es fehlen nur solche, welche erklärten, sie seien reformiert, und zwar ganz und durchaus und allein reformiert, und alle konfessionellen Richtungen der Zeit waren vertreten.

„Aber ein vielfarbiges Bild dies!“ höre ich Sie, Verehrte, sagen. – Allerdings; jedoch nur ein getreues Abbild unserer Landeskirche, (d. h. des gläubigen Teils derselben,) in ihrem gegenwärtigen Zustande. Wenn aber auch der Evangelische Oberkirchenrat in konfessioneller Beziehung einheitlicher zusammengestellt wäre, als er es ist, so würde er doch, meiner Überzeugung nach, kaum anders verfahren können und dürfen, als er jetzt verfährt. Oder sollte er, wenn er etwa nur aus Gegnern der Union bestände, diktatorisch erklären: „Die Union ist aufgehoben, und beide evangelische Sonderkirchen sind in ihrer ursprünglichen Gestalt und Getrenntheit wiederhergestellt!“ – Fürwahr, dieser Messerschnitt durch die Union ginge zugleich, wie durch den Entwicklungsgang der neueren Kirchengeschichte, so durch das Gewissen vieler Tausende, die wohl zu dem gemeinsamen Inhalt der beiderseitigen Bekenntnisse, aber in Folge gründlicher Geschichts- und Schriftforschung nicht mehr zu dem Buchstaben eines einzelnen derselben sich bekennen können. Oder sollte er, wenn er nur Unionsfreunde zu seinen Gliedern zählte, feierlich proklamieren: „Die Union ist die gesetzliche und allgemein gültige Form der Landeskirche, und der lutherische oder reformierte Geistliche, welcher lediglich aus konfessionellen Gründen Mitgliedern der Schwesterkirche die Abendmahlsgemeinschaft versagt, wird mit Amtsentsetzung bestraft, sowie die Gemeinde, welche einen Prediger ablehnt, weil er nicht lutherisch oder nicht reformiert, sondern der Union zugetan ist, kein Gehör finden wird!“ – Diese Maßregel würde ebenfalls wieder viele Gewissen verletzen, und vielleicht ein großes Stück, und wohl nicht das unedelste, gewaltsam von der Landeskirche absprenge und zur Separation nötigen. Also gehen lassen, und die kirchliche Bewegung der Gegenwart nur in soweit überwachen, leiten und regieren, dass sie die Grenzen der kirchlichen Bekenntnisse innehalte, und dass auf lutherischer Seite nicht, wie es jetzt häufig schon geschieht, halb- und mehr als halb-römische Begriffe von kirchlicher Tradition, von einer allein seligmachenden äußeren Kirche, vom Sakrament des Altars als einem erneuerten Opfer, und vom geistlichen Amte als einem mittlerischen dem Luthertum beigemischt, auf reformierter Seite

nicht independentischen, d. i. unberechtigten Unabhängigkeits-Gelüsten Raum gegeben, und auf unionistischer Seite nicht Ideen einer freigemeindlicher Bekenntnislosigkeit geltend gemacht werden; und dann, wie gesagt mit vertrauensvollem Zuwarten die weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Kirche der göttlichen Leitung überlassen: – dies ist die Aufgabe, die einstweilen unserm Kirchenregimente gestellt ist; und wer wagt es zu bezweifeln, dass es sie bisher im Großen und Ganzen mit aner kennenswerter Weisheit gelöst hat?

Aber ist denn gar nicht abzusehen, zu welchem Ziele die kirchliche Bewegung der Gegenwart endlich treiben werde? O gewiss! Mir wenigstens steht's nicht einen Augenblick in Frage, dass die Zukunft nicht der erneuerten Kirchsonderung, sondern der Union gehört, nur der auf dem Grunde der reformatorischen Zeugnisse ruhenden. Wohl erkenne auch ich in den beiden evangelischen Konfessionen zwei physiognomisch und charakteristisch unterschiedene, scharf ausgeprägte eigentümliche Typen und Gestalten des Christentums und des christlichen Lebens an. Das reformierte Kirchtum, vollständiger und reiner aus dem römischen herausgeschält, als das lutherische, ist das Kirchtum des reinen apostolischen Worts, auf welches es, man schilt's darum „radikal“, in Lehre und Kultus immer unmittelbar zurückgeht, das Kirchtum der freien Bibelforschung, das Kirchtum des scharf markierten, dogmatischen Begriffs, der theologischen Konsequenz, und allerdings der vorwiegenden Verständigkeit, und das Kirchtum der sittlichen Zucht, der organisierenden, und missionierenden Betätigung, und der das allgemeine Priestertum übenden mündigen Gemeinen. Das Luthertum, näher sich anschließend an Tradition und Geschichte, ist das Kirchtum der Theologie, das Kirchtum des vorwaltenden Gemüts, und darum der Mystik, der Liturgik und der geistlichen Poesie, das Kirchtum der Autoritäten, und der mehr priesterlich geleiteten und bevormundeten Gemeinen. Wie aber die glücklichsten Ehen da sich zu gestalten pflegen, wo die Vermählten bei vollkommener Einheit und Übereinstimmung im Grundwesen ihrer Gesinnung und Lebensrichtung doch nicht in allen geistigen Zügen, Eigenschaften und Anlagen einander absolut gleich sind, sondern vielmehr sich wechselseitig ergänzen; so werden auch einst die beiden Konfessionen, zu einer Kirchengemeinschaft vermählt, ein herrliches, reiches, lebensvolles Bild gewähren. Spuren und Andeutungen dieses schönen Bildes begegnen uns bereits hin und wieder z. B. in einem Teile der niederrheinischen Kirche, wo in Folge gegenseitiger geistlicher Mitteilungen innerhalb des Geheges der Bekenntnisse der Reformation ein liebliches, einheitliches Kirchtum zu erblühen anhub. Freilich stehn der Verallgemeinerung solchen Kirchtums in unserm Lande gegenwärtig noch viele und starke Hindernisse im Wege. Ich lebe aber der festen Zuversicht, dass dieselben mit der Zeit überwunden werden, und der Vermählungstag der beiden Konfessionen trog alledem und jenem in langsamem, aber sicherem Gange herannaht. Ich glaube dies aus folgenden Gründen:

➤ Zuerst ist es Gottes Ratschluss über uns, und das Ziel seiner Kirchenleitung überhaupt, dass wir „alle hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis; des Sohnes Gottes, und einerlei Rede führen;“ und dass „eine Herde werde unter einem Hirten“

➤ sodann ist aus dem bei weitem größten Teile der evangelischen Christenheit unsres Landes das Unionsbewusstsein nicht mehr hinweg zu rasieren, und den Leuten nimmer wieder einzureden, dass die konfessionellen Unterschiede zwischen Lutheranern und Reformierten wesentlich genug seien, um noch ferner eine Trennung beim Tische des Herrn als begründet erscheinen zu lassen, oder dass eine Ehe zwischen

Lutheranern und Reformierten eine „gemischte“ oder gar eine „Miss-Ehe“ heißen müsse;

➤ drittens hat die Union bereits in der christlichen Vereinstätigkeit, welche zu den hervorstechendsten Charakterzügen unsres Zeitalters gehört, ein zu starkes Leben gewonnen, als dass sie, was für Hebel man auch anlegen möchte, je wieder rückgängig zu machen wäre;

➤ viertens gehören die Lehrbestimmungen, welche die beiden Konfessionen bisher getrennt, in der Tat mehr der menschlich theologischen Schule, ja teilweise der Scholastik an, als der Bibel;

➤ fünftens gelangt auch die theologische Wissenschaft, ich meine, wie sich von selbst versteht, die gläubige, namentlich im Wege fortgesetzter Schriftforschung mehr und mehr dahin, dies anzuerkennen;

➤ sechstens reicht der Konsensus, oder der gemeinsame Inhalt der beiderseitigen kirchlichen Bekenntnisse vollkommen, wie zur Begründung des inneren Friedens im einzelnen Individuum, zur Heiligung desselben, und zu seiner Seligkeit, so dazu hin, die Kirche gegen jeden Eindrang unbiblischen Irrtums sicher zu stellen; und endlich

➤ siebentens drängen uns die uns täglich ernstlicher bedrohenden Mächte des materialistischen Unglaubens und eines das Christentum verflüchtigenden Spiritualismus auf der einen, und des Romanismus auf der andern Seite immer stärker zu einheitlichem, kirchlichem Zusammenschluss.

Auch Stahl steht der auf dem Grunde der Zeugnisse der Reformation ruhenden Union nicht so feindselig entgegen, als manche meinen.

➤ Denn zuerst erkennt er die wirklich so unierten Gemeinen als einen ebenbürtigen Zweig der evangelischen Landeskirche an;

➤ sodann gibt er mit dem ganzen evangelischen Oberkirchenrate zu, dass der evangelische Teil unserer Armee uniert sei, und dass es hier der Anstellung lutherischer und reformierter Geistlicher nicht bedürfe; und

➤ endlich sagt er in seiner Schrift gegen Bunsen ausdrücklich, „die äußerliche Religionsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten müsse gezeitigt werden.“ Da möchte man ja fast fragen: „Was will man mehr?“ Er protestiert nur gegen eine Union wie sie Bunsen will: „zwischen der allgemeinen Christenheit und den Arianern, zwischen Christus und Spinoza, zwischen Luther und Goethe“; und gegen diese protestieren auch wir. Ja, er könnte die Grenze, über welche hinaus er keine Union will, auch noch um ein gut Teil enger ziehen, so dass sie noch allerlei wirklich christliche Sekten vom deutsch-evangelischen Kirchenverbände ausschliesse, und wir stimmten ihm auch darin vollkommen bei. Wir hoffen nur auf eine wahre, lebenskräftige Union zwischen Lutheranern und Reformierten, ohne dass dieselben die Eigentümlichkeiten, die Gott ihnen aufgeprägt, aufgeben und verleugnen; und eine solche wird sich unter göttlicher Leitung ausgestalten.

So haben wir denn einen Überblick über den neuesten Kirchenstreit gewonnen. Dieser Streit ist nicht ein Streit zweier Männer wider einander, sondern ein Kampf der Zeit, der durch die ganze Kirche hindurchgeht. Ergreifen wir denn da Partei, wo wir die Wahrheit erkannt zu haben glauben. Bleiben wir aber stets eingedenk des

apostolischen Wortes, laut welchem „die Sprachen, die Weissagung, und selbst die Erkenntnis (die menschliche) aufhören werden, die Liebe aber nimmer aufhört, und einen bleibenden Wert für die Ewigkeit nur haben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“ Mögen uns diese drei Gottesengel auf Schritt und Tritt zur Seite gehen! Sie werden uns sicher geleiten im Gewirr unsrer Tage, uns Weisheit lehren, und in allem uns das Rechte treffen lassen.